

**Theodor Ebert**

**NOTA BENE IN ROMA**

**Reisetagebuch 23. April – 2. Mai 2007**

23. November 2007

## **Inhaltsübersicht:**

### **Vorbemerkung**

Montag, 23. April 2007

**Und wie reist man heute?**

Dienstag, 24. April 2007

**Beim Durchblättern der Werke der Alten**

Mittwoch, 25. April 2007

**In den Vatikanischen Museen und im Petersdom**

Donnerstag, 26. April 2007

**Auf dem Kapitol und über das Forum Romanum**

Freitag, 27. April 2007

**Luther auf der Scala Sancta**

Ostia, Samstag, 28. April 2007

**In einer antiken Hafenstadt**

Sonntag, 29. April 2007

**Bei der deutschen Gemeinde**

Montag, 30. April 2007

**Die Helden der Republik**

Dienstag, 1. Mai 2007

**In den Katakomben und bei Paulus vor den Mauern**

Mittwoch, 2. Mai 2007

**Wolkenbruch und Panne bei der Abreise**

### **Anhang:**

**Tagebuch der Italienreise im Jahre 1962**

## Vorbemerkung

Millionen von Touristen und Pauschalpilgern besuchen Jahr für Jahr das ewige Rom! Und diese Tradition der Romreisen reicht Jahrhunderte zurück. Zu keiner anderen Stadt der Welt gibt es so viele und so detaillierte Beschreibungen der sich dort sammelnden Kunstwerke und Meisterleistungen der Architektur. Dichter aller europäischen Sprachen haben die Eindrücke ihrer Romreisen festzuhalten gesucht. Manche haben sich jahrelang in Rom aufgehalten, und so ist diese Stadt organisch in ihr Werk eingegangen. Dabei ist Goethe der berühmteste aller Romreisenden geblieben. Ihm haben die Römer ein gewaltiges Denkmal unterhalb der Villa Borghese gesetzt, von dem aus er in ewiger Jugend und in Kniebundhosen auf ihre Stadt blickt. Und es gibt so viele andere deutschsprachige Autoren, in deren Leben der Besuch oder der Aufenthalt in Rom als prägend gilt. Man denkt zuerst an Ingeborg Bachmann und Max Frisch. Doch auch Marie Luise Kaschnitz hat in erzählenden Miniaturen uns diese Stadt, die Engelsburg und die Brücke zu ihr nahe gebracht. Werner Bergengruen hat in klassizistischer Manier ein Erinnerungsbuch geschrieben, illustriert mit Radierungen Piranesis; und dann schon etwas bescheidener, doch der Vorgänger bewusst hat der 72jährige Ernst Jünger im Jahre 1968 während eines zweieinhalbmonatigen Aufenthalts in der Villa Massimo das klassische Bildungsprogramm seinerseits absolviert und die Eindrücke in gepflegter Prosa im ersten Band seines Tagebuchs „Siebzig verweht“ notiert.

Auf dieser Strecke gibt es wahrscheinlich nur noch Epigonen. Friedrich Christian Delius hat neuerdings in „Bildnis der Mutter als junge Frau“ an das Jahr 1943 erinnert, an eine Zeit, in der es neben dem Rom der Bildungsreisenden auch literarisch bereits ein anderes Rom gab und dass es dieses – so muss man annehmen – auch heute in neuen Varianten gibt: „Ilse mochte die Romschwärmer nicht, die nur das antike Rom oder nur die Paläste, Altäre, Säulen und Kunstwerke sahen und bei jeder Gelegenheit Goethe oder die Brunnengedichte zitieren, weil diese Schwärmer, wie sie meinte, nicht vom täglichen Hunger wüssten und von den Außenbezirken, wo man Hühner und Kaninchen auf den Balkonen hielt, und die einfachen Leute und die schreckliche Armut nicht kannten, auf die alle Pracht gegründet sei, die Menschen in der Wäscherei, in der Bügelstube, an der Heißmangel unten und in der Küche, die könnten ein ganz anderes Romlied singen als die gebildeten Deutschen mit ihrem oberflächlichen Schönheitsblick, als die Wissenschaftler aus den Instituten und die Adels-Deutschen aus den beiden Botschaften, der schwarzen Botschaft beim Vatikan und der weißen beim König und Duce, ...“<sup>1</sup>

Und was soll da unsereiner noch aufschreiben, der nur zehn Tage in dieser Stadt unterwegs sein kann und in sich einen dieser Abermillionen von Touristen sehen muss, die ihren Führern hinterherlaufen, die den Schäfchen Orientierung bieten, indem sie am Ende einer Teleskopgerte aus glänzendem Metall eine bunte Schlaufe oder ein Fähnchen befestigen, so dass sie im Gewimmel und neben den Trägern anderer vergleichbarer Gerten noch auszumachen sind?

All dessen bin ich mir bewusst und ich gestehe: Nichts liegt mir ferner als mich im Zeitraffer als Milliö-Zille von Trastevere zu versuchen. In Rom bin ich Tourist, das will ich sein. Mich interessieren – sei's drum! – wirklich nur die Bildungsgüter. Zugegeben: „Du und dein verdammt unbelebtes Wissen! (Für mich eine der härtesten möglichen Schmähungen)“<sup>2</sup>. Und doch halte ich dagegen: Auch du in Italien! „In der Großen Erzählung zu leben, mithilfe, an der Hand der kleinen eigenen Geschichte: keine schönere Befreiung von der eigenen Ge-

---

<sup>1</sup> Berlin 2006, S. 60-61

<sup>2</sup> Peter Handke: Gestern unterwegs, Salzburg 2005, S. 432

schichte“<sup>3</sup>. Jedenfalls würdest du weniger sehen, ohne zunächst einmal zu notieren, was dir vorgeführt wird. Das ist mein Trost für die guided tour, die mir bevorsteht.

Berlin – Rom

Montag, 23. April 2007

### **Und wie reist man heute?**

Wir flogen vom innerstädtischen Flughafen Tegel zum römischen Pendant Fiumicino – mit Zwischenlandung und Maschinenwechsel in Zürich. Wäre nicht der Blick auf die scharfgratigen, nur noch von wenig Schnee bedeckten Alpen gewesen, ich hätte kaum gespürt, dass ich unterwegs bin und in zwei Stunden eine Strecke zurücklege, für die Goethe wochenlang in der Postkutsche saß und sich als eiliger Reisender fühlte. Kann man einen solchen Flug überhaupt eine Reise nennen? Du hast den Ort gewechselt. In Italien gelandet fährst du Rolltreppe, steigst in ein Schienenfahrzeug mit sich automatisch öffnenden Türen und passierst die Sperre für Europäer. Ein kurzer Blick auf den Personalausweis genügt dem Polizisten – und dass sich etwas geändert hat, siehst Du nur an den kurzen Ärmeln des Flughafenpersonals und an den ersten Palmen zwischen den parkenden Autos, und das sind auch dieselben Marken wie in Berlin, na gut, mehr Fiat, weniger BMW, aber das ist es auch schon.

Wir sind zu elft, fast dieselbe Gruppe wie vor zwei Jahren in Andalusien. Also der siebenköpfige Diskussionskreis, der sich alle zwei Monate zur Besprechung neuer theologischer Literatur bei Elsa und Emil Cauer trifft, für die Reise nun ergänzt um einige Angehörige: drei Ehefrauen, zwei Schwestern. Ruth ist mit 65 die Jüngste und Hella Laudien und Alfred Butenuth sind mit fast 78 und 80 Jahren die Ältesten. Ich liege mit 70 im Mittelfeld. Wie gesagt, dieselbe Gruppe wie vor einem Jahr in Südspanien; nur die Schriftstellerin Christiane Landgrebe und Pfarrer Dr. Berend Wellmann fehlen. Sie ist nach Warschau geflogen und Berend hat sich beim Bergwandern einen Miniskusriss zugezogen.

Berend hatte die Reise vorbereitet, uns die Ikonographie der Katakomben erläutert und auf Caravaggio eingestimmt. Bitter, dass er all das, von dem er uns als häufiger Romreisender begeistert erzählte, jetzt nicht selbst zeigen kann. Emil Cauer, unser Managertalent, hat die Reiseleitung übernommen und einen Bus bestellt, der uns zur Casa Valdese bringt. Das war ursprünglich ein Heim der Kaiserswerther Diakonissen, doch die rheinische Kirche hat es – weil kostenintensiv und renovierungsbedürftig – vor ein paar Jahren den Waldensern vermacht oder günstig verkauft.

Den einst verfolgten Waldensern kommt heute die italienische Steuergesetzgebung entgegen. Jeder Italiener muss eine Art Kultursteuer bezahlen, ob er nun Mitglied einer Kirche ist oder nicht, und er kann darüber verfügen, wer diese Kultur- bzw. Kirchensteuer erhalten soll. Und weil die Waldenser wegen ihres karitativen Engagements und ihres Verzichts auf allen Pomp einen guten Ruf genießen, sind sie in den letzten Jahren auch zu etwas Geld gekommen. Sie haben das Heim der rheinischen Diakonissen zum modernen Hotel umgebaut. Es zählt nun zum europaweiten Kreis protestantischer Hospize und wird von deutschen kirchlichen Reisegruppen gerne genutzt. Ruth und ich kennen solche Hospize aus Dresden und Rügen, und ich wurde in das Haus des Berliner Missionswerkes auch schon mal zu einem Vortrag über Martin Luther King eingeladen, war dieser doch im September 1964 dort abgestiegen, als er West- und Ostberlin besuchte.

Uns war das frühzeitig ausgebuchte Quartier in der Casa Valdese so wichtig gewesen, dass wir die ursprünglich im Herbst vergangenen Jahres geplante Reise auf das Frühjahr verscho-

---

<sup>3</sup> op. cit., S. 437

ben hatten. Das Haus empfiehlt sich außer durch die Deutschsprachigkeit des Managements und die Reminiszenzen an die deutsche protestantische Herkunft im Interieur – darunter eine Pendeluhr in eichener Vitrine und die Benennung eines Raumes nach dem 1996 gestorbenen Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland Peter Beier<sup>4</sup> - durch ihre zentrale Lage in der Via Alessandro Farnese, wenige Schritte vom U-Bahnhof Lepanto und zehn Minuten vom Tiber. Und man kann zum Abendessen nicht nur laut beten, man darf sogar einen Kanon singen. „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt“. Und man findet auf dem Nachttisch die Bibel in deutscher und italienischer Sprache.

Doch noch scheint die warme Sonne und so führt Ruth und mich unser beider erster Spaziergang am Nachmittag zum Tiber – vorbei an Rosen, deren erste bereits wieder verblühen. Auch die Magnolien sind schon abgefallen; ihr rostiges Rosa bedeckt an einigen Stellen die Gehwege. Doch schon öffnet der Akanthus seine Blätter und Blüten, und ich bin sicher: er wird uns hier in Marmor gehauen auf den korinthischen Säulen wieder und wieder begegnen.

Ruth war noch nie in Rom. Bei mir ist es das vierte Mal, aber richtig erkundet habe ich es bei den früheren Gelegenheiten nicht. Beim ersten Mal im Jahre 1962 war ich – ohne jede Vorbereitung, last minute wie man heute sagen würde - als Nachzügler in Stuttgart zu einer studentischen Reisegruppe gestoßen, die mit dem Bus bis nach Neapel fuhr und zweimal in Rom Station machte, ohne dass zu viel mehr als einem Besuch des Forums, des Kapitols und des Petersdoms Zeit gewesen wäre. Und ich war damals innerlich auf den Besuch der Ewigen Stadt auch nicht vorbereitet gewesen. Ich war nur mitgereist, um mich von der Vorstellung zu lösen, dass eine Jugendfreundin, die inzwischen in Hamburg zu einer bekannten Schauspielerin geworden war, meine Frau werden könnte. Ich wollte nicht mehr daran denken, dass sie demnächst einen mehrere Jahre älteren Kollegen, einen richtigen Mann, kein Jüngelchen wie mich heiraten würde.<sup>5</sup> Und auch bei den nächsten Romreisen war Sightseeing nur Nebensache; im Vordergrund standen Vorträge über mein Fachgebiet, den gewaltfreien Widerstand als Mittel der Verteidigung. Die wichtigsten meiner Aufsätze waren ins Italienische übersetzt worden und dienten auch hierzulande den Kriegsdienstverweigerern als Argumentationshilfe.

Dieses Mal soll es ganz anders sein. Kultur pur. Rom als Bildungserlebnis. Ruth freut sich so auf all das ihr nur aus Büchern Bekannte, und ich freue mich, mit ihr hier zu sein – meine ganz private Belohnung dafür, dass ich mich in der Schule neun Jahre lang mit Latein plagen ließ. Da wird einiges aus den Erinnerungen wieder auftauchen. Anderes wird mich wie ein erster Anblick überraschen. So staune ich, wie tief unten der Tiber zwischen Quaderwänden ruhig dahin fließt – einige lange Binsenhalme in trüben Wassern bewegend. Am Rande sind einige Hausboote dauerhaft vertäut. Und es gibt sogar Angler, die meinen, hier etwas fangen zu können.

Der erste Platz, den wir betreten, doch zunächst vom erhöhten Rand her überblicken ist die Piazza del Popolo mit ihrem großen Obelisken. Darüber der Monte Pincio, ein mit Pinien be-

---

<sup>4</sup> Im Indianersommer des Jahres 1982, als sich in der Bundesrepublik der Streit um die Stationierung der Pershing II Raketen dem Höhepunkt näherte, war ich mit dem fast gleichaltrigen Peter Beier (geb. 1935), damals Superintendent des Kirchenkreises Jülich, auf Einladung der United Church of Christ durch die USA gereist. Er hat mich dann auch zu einem Vortrag über Soziale Verteidigung nach Düren eingeladen. 1989 wurde er zum Präses der Rheinischen Kirche gewählt. Begeisterungsfähig und reformfreudig wie er war, hat er sich wohl übernommen. Ein Herzinfarkt hat ihn am 10. November 1996 mitten aus der synodalen Arbeit gerissen. Ingrid Laudien hat es auf der Synode der Evangelischen Kirche der Union miterlebt, wie lebhaft und pointiert er am Vorabend seines Todes noch argumentiert hatte.

<sup>5</sup> Damit diese Erinnerungen zu verstehen sind, ohne dass ich die Geschichte noch einmal zu erzählen habe, füge ich aus dem Buchmanuskript „Von der Liebe im Atomzeitalter. Vier Versuche und ein Happy End“ im Anhang diejenigen Aufzeichnungen an, welche auf meiner italienischen Reise im Jahre 1962 entstanden sind. Zu den späteren Reisen gibt es noch keine ausgearbeiteten Tagebuchnotizen.

standenes Plateau. Von dort oben hat auch Martin Luther vor 500 Jahren seinen ersten Blick auf Rom geworfen. „Anno 10, als ich Rom zum ersten Male sah, fiel ich auf die Erde nieder und sagte: Sei mir begrüßt, heiliges Rom! Ja, wahrhaftig heilig von heiligen Märtyrern, von deren Blut es trieft.“<sup>6</sup> Wie schade, dass Luther damals nichts aufgeschrieben hat und nur später gelegentlich auf seine Romreise zu sprechen kam! Für sein römisches Tagebuch würde ich manche seiner Sermones drangeben. Aber dazu war Luther noch zu sehr ein Mann des ausgehenden Mittelalters; ein Madensack in spe schreibt kein Tagebuch. Das erste mir bekannte Reisetagebuch aus der Feder eines Deutschen ist das Albrecht Dürers – notiert auf der Reise in die Niederlande. Doch Dürer war ein Mann, der sich – ungewöhnlich selbstbewusst – auch selbst portraitierte – siebenundzwanzigjährig, mit langem, lockigem Haar im Jahre 1498 – hier schon ganz ein Künstler der Renaissance.

Ruth und ich steigen zu der Plattform des Pincio hoch - vorbei an schmusenden, sich im Grün räkelnden Pärchen. Und nun erinnere ich mich. Ja, ich muss hier schon einmal gestanden haben. Doch war es auf der ersten Romreise 1962 oder beim zweiten Mal, als ich in den 70er Jahren zu einer Vortragsreise über *difesa popolare nonviolenta* nach Venedig, Florenz und Rom eingeladen worden war?

Wir besuchen kurz alle drei Kirchen an der Piazza del Popolo. Alle drei sind Maria geweiht und alle drei befinden sich in Rufweite. Offenbar ist der Sakralbau im Zeitalter des Barock zum Selbstzweck geworden: Die Kirche war nicht mehr Versammlungsort der Gemeinde; sie war Stätte der persönlichen Andacht und sie war ein städtebauliches Element. Santa Maria die Miracoli und Santa Maria die Montesanto flankieren den Zugang zur Via del Corso. Mit ihren nahezu identischen Kuppeln und durch die unmittelbare Nachbarschaft wirken sie wie Geschwister. Doch die wichtigste bleibt die älteste der Kirchen am Platze: Santa Maria del Popolo, ausgezeichnet auch durch die Bildwerke Berninis und Caravaggios. Wir werden diese Kirche morgen wieder aufsuchen. Heute sehen Ruth und ich uns erst mal in Ruhe um und fotografieren noch bei gutem Lichte die vier übermannsgroßen Statuen Berninis, darunter einen Jonas – erkennbar an dem Kopf eines zum Verschlucken des jungen Propheten allerdings viel zu kleinen Walfisches.

Mich wundern immer wieder die vielen in allen drei Marienkirchen brennenden Kerzen, diejenigen aus Wachs und die neuen elektrischen, ergo rußfreien, die man für 50 Cent anknipfen darf. Fragt sich nur, was die frommen Römerinnen sich dabei denken. Es gibt in Berlin auch Marienbilder in meiner privaten Sammlung von Holzschnitten und Radierungen und das liebste Bild einer Maria mit Kind ist mir das herbe, bäuerliche des Hans Baldung Grien, das Dürer so zusagte, dass er seinem Gesellen erlaubte, es mit dem Markenzeichen AD zu signieren. Doch der Marienkult als solcher ist mir, dem Protestanten, fremd geblieben, auch wenn ich mittlerweile verstehen kann, dass sich mancher eine Mutter als Mittlerin zwischen Mensch und Gottheit wünscht. Und da frage ich mich in Santa Maria die Miracoli: Passt du überhaupt in dieses Rom der Marienverehrung – so wie du bist - postsäkular und post Feuerbach? Eins ist mir klar: Du bist kein Pilger. Beten möchtest du in keiner dieser Kirchen. Jede andere Ecke, jeder Flecken in der Natur wäre dir lieber.

So zieht es mich rasch wieder hinaus in die Sonne. Vor dem Eingang kniet eine alte Zigeunerin, die routiniert Mitleid Stimulierendes murmelt. Doch es wird nicht lange dauern, bis ein Mannsbild vorbeikommt und bei der Alten abkassiert.

Wir flanieren noch den Corso entlang und betreten sogar ein vornehmes Ledergeschäft. Die elegante Verkäuferin spricht Englisch, und ich habe das Italienisch meiner Studentenzeit auch nicht mehr parat. Ich habe meinen Gürtel in Berlin liegen lassen. Der ist auch schon ab-

---

<sup>6</sup> Zit. n. Gerhard Ebeling (Hg.): Martin Luther. Sein Leben in Bildern und Texten, Frankfurt a. M. 1983, S. 72

gewetzt und ich überlege, ob ich hier einen neuen kaufen könnte. Doch die Schnallen sind mir zu wuchtig, und als ich schließlich etwas Passendes, etwas Schmales finde, lässt mich der Preis zaudern.

So genießen wir es, Hand in Hand durch die Straßen zu schlendern. Wir dürfen neugierig sein. Wir müssen jetzt nichts Bestimmtes betrachten, und wir beenden unseren ersten Spaziergang am Augustus-Mausoleum, einem vertieft gelegenen runden Ziegelhügel, dessen Konturen von Gras und Gebüsch verwischt sind und dessen Bestimmung ich nicht erraten hätte, wäre der Name nicht gewesen. Sehr viel eindrucksvoller daneben aus Glas und Travertin das von einem Amerikaner erbaute Museum für die Ara Pacis des Kaisers Augustus. Dieses müssen wir demnächst besuchen. Heute ist es dafür bereits zu spät.

Nach dem Abendessen, das zu unserer Halbpension gehört, sitzt unsere Reisegruppe noch auf der Dachterrasse des Hotels zusammen. Von der Höhe des Garibaldi-Denkmal her funkelt ein Feuerwerk über dem fast dunklen Rom.

Rom.

Dienstag, 24. April 2007

### **Beim Durchblättern der Werke der Alten**

Anstelle des erkrankten Berend Wellmann übernimmt unsere Führung die deutschsprachige, seit bald dreißig Jahren in Rom lebende Susanne Teramo. Berend hat sie uns empfohlen. Ihre Sachkunde und auch ihre nicht nachlassende Begeisterung für die Kunstschätze dieser Stadt seien unübertrefflich. Wir treffen uns mit ihr auf der Piazza del Popolo. Sie ist eine schlanke, wohl artikulierte und elegante Frau in den Fünfzigern. Schon ihr blondes Haar und dessen burschikosem Schnitt lassen eine Deutsche vermuten.

Sie beginnt ihre Führung auf der Piazza del Popolo, damit wir uns dem großen Rom wie einst Martin Luther nähern. Er ist 1510 hier im Augustiner Kloster abgestiegen, das sich damals an den Monte Pincio lehnte. Inzwischen wurde es klassizistisch umgebaut.

Wir stehen unter dem zentralen Obelisk, der heute neben den drei Kirchen das Bild des weiten Runds der Piazza prägt. Der Obelisk wurde schon unter Kaiser Augustus von Ägypten nach Rom geschafft. Er ist der am besten Erhaltene in Rom. Ihn übers Meer zu schaffen, war eine Meisterleistung des antiken Transportwesens. Er ließ sich zwar zerlegen, aber auch so blieben im Unterteil noch tonnenschwere Blöcke übrig. Und wie konnte man diese auf ein Schiff und dann wieder von ihm herab rollen? An ein Hieven war doch gar nicht zu denken. Ich weiß nicht wie, aber offenbar haben die alten Römer bzw. deren Sklaven es geschafft. Unter Papst Sixtus V, der 1590 starb, wurde der Obelisk – wie alle in Rom aufgestellten – an seiner Spitze mit einem Kreuz versehen. *Ecclesia triumphans urbi et orbi!*

Nicht nur Luther, auch Goethe meldet sich zuerst in Santa Maria del Popolo. Er tat es als der Maler Philipp Möller. Er wollte nicht sofort als der Autor von „Die Leiden des jungen Werthers“ vorgestellt werden, seinem in Italien bekanntesten Werk.

Und so betreten wir nun – auf den Spuren Luthers und Goethes - Santa Maria del Popolo auf der Suche nach Caravaggios Gemälden der wundersamen Bekehrung des Saulus und der Kreuzigung des Apostels Petrus in der Capella Cerasi. Doch eine Sperre hindert uns. Noch haben die Messen Vorrang vor dem touristischen Betrieb. Und hier folgt tatsächlich jede Stunde eine Messe auf die andere. Mir imponiert, dass die Kirche als Institution ihren Anspruch behauptet. Und so bleibt uns nur die Betrachtung der marmornen Skulpturen Berninis. Und unter diesen hat es mir der Jonas angetan, ein Youngster, ein rebellischer Typ, der einiges wagt und sich dann ärgert, dass der ihn sandte, sich über das bisschen Lernfähigkeit der Gewarnten freut und über Ninive Milde walten lässt.

Wieder über den Corso zur - von den Deutschen „spanisch“ genannten - Treppe zur Kirche der Dreifaltigkeit, eine Kulisse, die in keinem Liebesfilm über Rom fehlen darf. Zurzeit wird

diese schönste aller Treppen von roten und weißen Azaleen gesäumt, was ihre Form verdeckt. Davor ein „falscher“ Obelisk, der aber insoweit „echt“ ist, als er von den alten Römern in Ägypten in Auftrag gegeben wurde. Fragt sich nur, welche Inschrift sie sich wünschten.

Wir passieren die von Jesuiten betriebene vatikanische Missionsuniversität. Was ist hier schon alles gelehrt worden?! Ob Dozenten und Studenten hier jetzt das gleichwertige Nebeneinander der Weltreligionen ins Auge fassen oder ob sie immer noch den herkömmlichen Überlegenheitsanspruch des Christentums tradieren? Wir Touristen sehen hier wie so oft nur die Fassade. Ob hier jetzt auch Perry Schmidt-Leukels „Gott ohne Grenzen“<sup>7</sup> gelesen und diskutiert wird, das Buch, das unsere Berliner Theologenrunde in letzter Zeit am meisten herausgefordert, aber auch überzeugt hat? Warum musste man dem katholischen Professor in München die Lehrbefugnis entziehen? Ohne die Auseinandersetzung mit solchen Gottesdenkern geht es doch gar nicht mehr. Das Indizieren von Büchern wird es unter den Lehrenden und Studierenden dieser Missionsuniversität doch nicht mehr geben, wo selbst der neue Papst Benedict XVI, der gelehrte Professor Josef Ratzinger, von seinem neuen Buch „Jesus von Nazareth“ sagt, dass er historisch-kritisch vorgegangen sei und dass er es in keiner Weise als einen lehramtlichen Akt verstehe. Jedermann stehe es frei, ihm zu widersprechen und er bitte nur um den Vorschuss an Sympathie, ohne den es kein Verstehen gebe. Ich sehe schon ein, dass ein Kirchenhüptling den Verein zusammenhalten muss und nicht jeder verkündigen darf, was ihm gut und richtig dünkt. Doch die Bitte um Sympathie klingt in Ratzingers Jesus-Buch so, als ob er das theologische Gespräch heute als einen – die Tradition wert schätzenden - Diskurs begreife. Zu Luthers Zeiten haben Päpste Bannbulen verfasst und Ketzer verbrennen lassen. Heute schreibt der Papst in seiner freien Zeit, weil es ihm ein Anliegen ist, ein Jesusbuch, bringt es auf den Buchmarkt und stellt sich den dort üblichen Formen der Auseinandersetzung mit einem solchen Produkt. Gegen diese Methode ist nichts einzuwenden. Aber es würde mich schon interessieren, wie es in dieser Missionsuniversität heute zugeht. Doch ich bleibe nun mal außen vor und es bleibt mir nichts anderes, als einen Nebeneingang dieser Universität zu fotografieren und das auch nur, weil unsere Führerin darauf hinweist, dass Borromini ihn entworfen habe und - das weiß ich mittlerweile - Borromini ein bedeutender Architekt gewesen sei, dem Rom viel zu verdanken hat. Doch was mache ich in Berlin mit einem solchen Foto? Es kann mich an Fragen erinnern, die – davor stehend – offen geblieben sind.

Und dann stehen wir schon wieder vor der nächsten Kirche: Chiesa di Santa Andrea del Fratte (Fratte = Gebüsch oder Gestrüpp). In ihr eine Grabplatte für Goethes Freundin, die klassizistische Malerin Angelika Kaufmann. Leider ohne Skulptur, doch passend daneben das besonders gelungene Relief einer römischen Kollegin. Und wieder fotografiere ich und dieses Mal bin ich sicher, dass mir hier die Anschauung helfen wird, Goethes Notizen zu den Besuchen bei Angelika Kaufmann und ihren Freunden besser zu verstehen.

Zu Santa Andrea del Fratte gehört ein stiller Kreuzgang, in dem ich jetzt gerne eine Stunde ausruhen und nachdenken möchte. Im Innenhof Orangenbäume. Ich erkundige mich bei der Führerin nach dem Namen eines Baumes, der in Trauben walnussgroße grüne Früchte trägt. Sie heißen Nespula, werden gelb und sind wohlschmeckend – und aus Kernen, die so groß sind wie zwei aneinander gelegte Kaffeebohnen, leicht zu ziehen. Ich könnte es in Kladow in unserem Gewächshaus versuchen. Die großen Blätter scheinen mir auch Schildläusen Widerstand leisten zu können.

Es geht rasch weiter. Mein zweites Wiedersehen mit der Fontana die Trevi. Das Restaurant, in dem ich 1962 mit der schönen Frankfurterin Spagetti gegessen und ein Glas Frascati getrunken hatte, hat wohl schon lange einem Juweliergeschäft Platz gemacht. Nur das in dunk-

---

<sup>7</sup> P. Schmidt-Leukel: Gott ohne Grenzen. Eine christliche und pluralistische Theologie der Religionen, Gütersloh 2005



lem Ocker gehaltene schmale Hotel Fontana, in dessen oberstem Stockwerk ich mit meinem Bruder Hans-Martin übernachtet und beim Frühstück auf den Brunnen geblickt habe, gibt es noch. Das war damals mein Honorar für den Vortrag über difesa popolare nonviolenta gewesen. Und noch eine kuriose Erinnerung verbinde ich mit dem berühmten Brunnen. Hans-Martin hatte seinen Volkswagen in der Nähe geparkt. Am anderen Morgen fanden wir das kleine dreieckige Seitenfenster sorgfältig aus der gummierten Fassung gelöst und auf dem Rücksitz platziert. Die Diebe hatten sich so den Zugang zum Kofferraum verschafft und die Dose, die unsere Mutter mit dem restlichen Weihnachtsgebäck gefüllt und als Wegzehrung mitgegeben hatte, vollständig geleert. Sonst fehlte nichts. Wir verzichteten auf eine Anzeige wegen „Mundraubs“ und fügten die kleine Scheibe mit Leukoplast, das Hans-Martin als Arzt nun mal mit sich führte, wieder ein.

Natürlich erzählte unsere Führerin von dem Brauch, dass Fremde, falls sie eine Münze über die Schulter in den Brunnen werfen, hoffen dürfen, nach Rom zurückzukehren. Ich wusste davon und hatte mich beim ersten Mal dem allgemeinen touristischen Usus angeschlossen. Mittlerweile ein Massenvergnügen, das im wörtlichen Sinne einiges „abwirft“. Wenn ich mir noch vorgestellt hatte, dass des Nachts die römischen Jungs nach den Münzen tauchen, dann belehrte mich der Blick auf einen Polizisten eines Besseren. Er wirft ein scharfes Auge auf den Brunnenrand. Sollte ein Junge Anstalten machen, sich der Wiedersehensmünzen zu bedienen, wird er mit einer Trillerpfeife zur Ordnung gerufen. Und in der Tat werfen täglich Hunderte, wenn nicht Tausende von Touristen eine Münze über die Schulter und lassen sich dabei von Begleitern fotografieren.

Von unserer Führerin erfahren wir, dass Montagnachts das Becken abgelassen und die Münzen zusammengefügt werden. An die zehn Säcke ließen sich dabei füllen. Als es herauskam, dass regelmäßig zwei Beutel „abgezweigt“ wurden, hat die Stadtverwaltung die Betroffenen entlassen.

Susanne Teramo hat uns einen raschen Rundgang und viele Eindrücke versprochen. Und ich komme kaum nach mit dem Schauen und Notieren. Ein paar Schritte und wir stehen vor der Säule des Marc Aurel, der von 121 bis 180 n. Chr. lebte. Die Säule sollte sein Grabmal auf dem Marsfeld zieren. Sie zeigt in einem spiralenförmig sich nach oben windenden Reliefband seine Taten – insbesondere als Feldherr im Kampf gegen die Markomannen und die Sarmaten. Und was wissen wir sonst über diesen letzten der Adoptivkaiser, die aufgrund ihrer Qualitäten von ihren kinderlosen Vorgängern adoptiert und auf das Amt des Cäsaren vorbereitet wurden? Das Adoptieren war ein glückliches Verfahren, das allerdings zur Voraussetzung hatte, dass der jeweilige Kaiser keine eigenen Kinder hatte. Marc Aurel hatte jedoch – und in diesem Falle darf man dies ein Unglück nennen - einen Sohn und so konnte er – wohl auch unter dem Druck seiner Gattin Faustina - nicht umhin, Commodus zum Nachfolger zu bestimmen, obgleich dieser in seiner unbeständigen, eitlen Art dafür nicht geeignet war und sich auch nur 12 Jahre im Amt halten konnte.

Es gibt in der Historia Augusta eine Lebensbeschreibung Marc Aurels. Diese betont – anders als die Reliefs der Säule – die Leistungen des Kaisers bei der Administration des Imperiums, bei der Förderung des Gerichtswesens und der drastischen Einschränkung von Gladiatorenspielen und Spektakeln aller Art. Die Säule preist gerade diejenigen Taten Marc Aurels, auf welche dieser gerne verzichtet hätte, nämlich seine Abwehrkämpfe an der Reichsgrenze gegen die Markomannen und Sarmaten. Man müsste eine Fotofolge des gesamten Reliefbandes der Säule vor sich haben, um sich ein Bild dieser Marc Aurel aufgezwungenen Aktivitäten zu machen. Ich habe ein Fernglas dabei, aber ich will mich nicht von der Gruppe trennen und mit dem Glas um die Säule wandern und die Bilderserie systematisch betrachten. Vieles wiederholt sich auch. Schlachtenbilder, Unterwerfungen, also Spektakuläres, das dem Geschmack des Commodus, nicht aber dem Sinn des Vaters entsprach. Dieser war ein Feldherr wider Wil-

len und er schrieb sich den Frust über das Leben im Feldlager in stoischer Manier von der Seele in seinen meist mit „Selbstbetrachtungen“ betitelten Maximen und Reflexionen.

Ich bin diesen begegnet in einem der fünf Portraits, die Hermann Lenz in seinen Frankfurter poetologischen Vorlesungen „Leben und Schreiben“ gezeichnet hat. Lenz übersetzt den griechischen Titel der Aufzeichnungen „eis eauton“ mit „An sich selbst“, und diese Übersetzung passt zum Charakter dieser Aufzeichnungen, die ganz anders als die „res gestae“ von Kaiser Augustus keinen propagandistischen Zweck verfolgten, sondern der Stabilisierung des eigenen Gemüts dienten und insoweit auch der Belehrung seiner Nachfolger hätten zugute kommen können.

Doch wenn man auf das Verhalten seines Sohnes Commodus blickt, muss man bezweifeln, dass dieser sich die Aufzeichnungen des Vaters zu Herzen genommen hat. Und vielleicht war gerade die Erziehung des Sohnes, um den er sich im Feldlager kaum kümmern konnte, der eigentliche Zweck dieser Notizen und Diktate inmitten seiner Feldzüge gegen die Markomanen.

Über die administrativen Leistungen und über das Denken und Empfinden dieser Ausnahmereischeinung unter den römischen Caesaren sagt diese Säule, vor der wir stehen und deren untere Reliefs wir dem Augenschein nach zu begreifen suchen, eigentlich nichts. Commodus hat diese Säule, nachdem der Vater 59jährig in Vindebona – dem heutigen Wien – gestorben war, in Auftrag gegeben. Sie atmet den Geist von Commodus imperialem Anspruch und sie verrät nichts von den Zweifeln, die der Vater mit all dem kaiserlichen Getue verbunden hatte. Der hatte sich selbst ermahnt - umgeben von Schmeichlern und auf ihren Vorteil Bedachten: „Achte darauf, dass du nicht verkaiserst, denn es kommt so etwas vor.“ Und leider war gerade sein Sohn das Paradebeispiel für diesen Prozess des raschen Verkaiserns. Für dessen Erziehung hatte der Vater – weil im Felde stehend – wenig tun können, und seine Gattin Faustina hatte sich in Rom nicht besser gebärdet als die meisten ihrer Vorgängerinnen, bis es Marc Aurel schließlich zu dumm wurde und er sie samt Sohn zu sich ins Feldlager beorderte - in der vergeblichen Hoffnung, dass Commodus vor Ort in seine Pflichten hineinwüchse. Es war zu spät. Faustina starb 46jährig im Feldlager und Commodus fand keinen Geschmack an der stoischen Lebensweise seines Vaters.

Davon zeigt die Säule nichts. Die allerwenigsten Touristen werden jemals von den „Selbstbetrachtungen“ Marc Aurels gehört oder sie gar gelesen haben. Wie wäre es mit einer Lesung des Kaiser-Porträts von Hermann Lenz zu Füßen der Säule? Kaum vorstellbar! Doch wenn wieder einmal eine Gruppe von gebildeten Deutschen nach Rom reist und in der Casa Valdese nächtigt, dann könnte sie sich am Abend auf der Dachterrasse versammeln und einige Seiten aus den „Selbstbetrachtungen“ des mächtigsten Mannes seiner Zeit hören und sich dessen Warnung vor dem „Verkaisern“ von Hermann Lenz erläutern lassen.

Und wie lässt es sich erklären, dass das philosophische Werk Mark Aurels jahrhundertlang vergessen blieb und erst in der Renaissance wiederentdeckt wurde? Warum wurde die intellektuelle Leistung dieses Stoikers unter den römischen Kaisern während des Mittelalters nicht gewürdigt? Die plausibelste Erklärung ist, dass er wie sein Vorgänger Antoninus Pius dem Christentum wie allen Kulturen skeptisch gegenüberstand. Er verstand Religion nur als staatstragende Traditionspflege mit dem Akzent auf der Tugendlehre und der Erinnerung an vorbildliches Verhalten. Er verfolgte die Christen nicht, aber er hielt ihre Religion für überflüssig und einmal abgesehen von ihrer Ethik der Nächstenliebe, von der er wenig gewusst haben dürfte, sah er in ihren Überlegungen zum Jüngsten Gericht und zur Wiederauferstehung der Toten eine Beschäftigung mit eitlen Fragen, auf die es keine Auskunft geben konnte. Von göttlichen Offenbarungen hielt er nichts.

Meine Aufnahmefähigkeit für römische Altertümer und Errungenschaften der Renaissance ist mittlerweile so ziemlich erschöpft. Doch ich registriere weiter in meinem Notizbuch. Vor

dem Palazzo Monte Citorio ein aus Bruchstücken zusammengesetzter Obelisk, der während Goethes Aufenthalt in Rom entdeckt und später zusammengesetzt und aufgestellt wurde. Ich muss die Stelle in seinen Erinnerungen noch aufspüren. Der Obelisk gehörte zur Sonnenuhr des Augustus und warf an dessen Geburtstag seinen Schatten in die Ara Pacis.

Die Ausgrabungen gestalteten sich schwierig, weil sich seit der Zeit der ersten Cäsaren das Niveau Roms um etwa 8 Meter erhöht hat. Wie kam dies zustande? Alles nur Schutt und Reste vieler Überschwemmungen?

Der letzte Höhepunkt unseres Rundgangs: Wir betreten durch den Säulenvorhof das Pantheon. Das Meiste wurde aus Zementmörtel gegossen und außen mit einer Haut aus flachen Ziegeln verkleidet. Der untere Rand der Kuppel ist 6 m dick. Das Loch in der Kuppeldecke misst 8 m. Das Pantheon blieb als Tempel erhalten, weil es früh zur Kirche geweiht wurde. Die griechischen Tempeln ähnelnde Vorhalle aus gewaltigen Granitsäulen, die einen Umfang von 4 Metern haben und im Moment müden Touristinnen als Rückenlehne dienen, wurde zunächst für Agrippa, den Feldherrn und Schwiegersohn des Augustus gebaut. Der Rundbau des Pantheon wurde erst unter Hadrian hinzugefügt. Die Kassetten in der Kuppel wurden alle im Gussverfahren hergestellt und haben noch die ursprüngliche Farbe und Form.

Im Pantheon das Grab Raffaels. Er starb im Alter von 37 Jahren. (Michelangelo wurde mehr als doppelt so alt.) Die Grabinschrift lautet:

ILLE HIC EST RAPHAEL TI MUIT QUO SOSPITE VINCI RERUM MAGNA PARENS ET MORIENTE MORI.

Eine englische Übersetzung ist hinzugefügt: Here lies R. who, when alive, Nature was afraid to be won by him, when he died, she wanted to die herself. Also ungefähr: Hier ruht Raffael. Zu seinen Lebzeiten sorgte sich die Natur, von ihm übertroffen zu werden. Doch als er starb, wünschte sie sich, mit ihm zu sterben.

Und dann geht's weiter und noch eine Kirche: Santa Maria sopra Minerva. Darin ein Fresko von Filippino Lippi mit einer Geburt Christi. Im Hintergrund umbrische Landschaft. Entstanden 1489-1492. Auch dieses Bild erinnert mich an den Besuch des Franziskanerklosters in Assisi mit meiner Frankfurter Begleiterin. In derselben Kirche ein Grabmal (liegend) von Fra Angelico (1387-1455).

Susanne Teramo beendet für heute ihre Führung auf dem Campo di Fiori, einem Gemüse- und Blumenmarkt rings um das Denkmal des Giordano Bruno. Bemerkenswert, dass dieser päpstlichen Schandtats der Verbrennung eines Philosophen hier ein bronzenes Denkmal mit den einschlägigen Szenen im Relief gesetzt wurde.

Fast alle aus unserer Gruppe trinken hier nun eine Tasse Kaffee und essen eine Kleinigkeit und suchen dann paarweise oder in kleinen Gruppen den Heimweg.

Ruth ist noch nicht müde. Wie sollte ich es dann sein? Wir machen uns also allein auf den Rückweg und erleben eine Überraschung. Wir passieren ganz in der Nähe des Campo di Fiori an der Piazza Pollarola bei der Via de Biscione die Albergo del Sole, in der unsere studentische Reisegruppe vor 45 Jahren übernachtete und in der ich bis ins Morgengrauen meinen letzten Brief an Angela geschrieben habe. Ein ganz schmales Haus, vor dessen Tür ein alter Stich hinter Glas an glanzvolle Zeiten erinnert. Auch jetzt sitzt eine Studentengruppe vor dem Haus. Ein junger Mann führt das große Wort und versucht gestenreich den ihn umgebenden Damenflor zu beeindrucken.

Den Rückweg wählt Ruth über die Piazza Navona – entworfen von Borromini. Der Brunnen Lorenzo Berninis wird restauriert. Gitter und Folien nehmen uns zumindest teilweise die Sicht. Wir setzen uns auf eine steinerne Bank. Uns gegenüber spielt vor einem Restaurant, das seine Tische weit in die Straße hinausgestellt hat ein Zwölfjähriger auf der Geige, begleitet von Klängen aus seiner Verstärkeranlage. Ein cleverer Knabe, der die Technik zu nutzen weiß. Und er übt sich auch noch im Gesang – angepasst an touristische Erwartungen: O sole mio.

An der Piazza Nicosia kommen wir an einem Renaissance Palast vorbei, der Luigi Gonzago gehörte und in dem sich einst Torquato Tasso aufhielt. Solch eine Geschichte würde mich interessieren. Doch wo findet man sie. Wahrscheinlich hat auch Goethe zu den Fenstern dieses Palastes emporgeblickt oder ihn gar betreten und das ihm Erreichbare über Tasso gelesen.

Letzte Station unseres Rückwegs ist am Tiber das von dem amerikanischen Architekten Richard Meier erbaute Museum für die Ara Pacis. Der in Weiß gehaltene Bau aus Glas, Stahl und Travertin erinnert mich an Mies van der Rohes Pavillon auf der Weltausstellung in Barcelona.

Die Fund- und Grabungsgeschichte der Ara Pacis ist ein Abenteuerroman der Archäologie – geschrieben mit Leidenschaft und Sachverstand. Zum Erfolg führte letzten Endes ein neues technisches Verfahren, das Vereisen des Bodens mit Kohlenwasserstoff. Nur so war es möglich, unterhalb eines denkmalgeschützten Gebäudes in 8 Metern Tiefe zu graben und unter eingezogenen Stützen einen Hohlraum zu schaffen, aus dem sich die augusteischen Fundstücke entfernen und heben ließen. Auch deutsche Archäologen waren beteiligt. Ich kaufe das zugehörige Sachbuch im Museumsshop.

Obwohl der Altar komplett rekonstruiert wurde, arbeiten Restauratoren noch an der Vervollständigung der Pflanzenmotive auf den Reliefs der Außenwände. Die Originalpartikel bilden die Ausgangsstücke, doch dann wird in Analogie zu Bekanntem und Vorhandenem ergänzt. Was so entsteht, wirkt sehr überzeugend, weil in einer Ausstellung im Untergeschoss vorgeführt wird, auf welche anderweitigen Fundstücke und gleichzeitig entstandene Altäre in anderen Teilen des Römischen Reiches man sich bei der Rekonstruktion zu stützen vermochte. Selbst Münzen boten Vorlagen für die Rekonstruktion und Komplettierung von Fragmenten zu ganzen Statuen und wahren Ensembles von Tieren und Menschen. Zum Vorteil der Restauratoren waren die römischen Bildhauer nicht sonderlich originell, sondern liebten das Kopieren, so dass fast immer mehrere ähnliche Altäre bekannt sind.

Ich fotografiere einige Pflanzenmotive der Reliefs, weil ich Lust verspüre, sie zu Postkarten für meine Freunde zu verarbeiten. Das Altar-Museum zeigt Farbfotografien der natürlichen Vorbilder. Ruth notiert alle Namen und sucht sie in den schmückenden Reliefs wieder aufzufinden: Diestel, Akanthus, Seerosen, wilde Tulpen, Krokusse, Lilien, Frauenschuh, Anemone, Kornblume, Malve, Iris, Nelke, Enzian, Winde, Wasserhornstab, Sonnenröschen, Palmen, Artischocken, Spargel, Frauenmantel, Weintrauben, Alpenveilchen, Narzisse, Efeu und eine grüne Pflanze, die eine Zunge einrollt.

Ich notiere mir fünf Erscheinungsformen von Pflanzengruppen auf Englisch: unity, rebirth, metamorphosis, harmony and order, eternity, und ich erinnere mich, dass Goethe während seines Aufenthaltes in Italien darüber nachdachte, wie die Urpflanze wohl ausgesehen haben mochte. Ich hätte Lust, in diesem Museum, das sich so ganz auf diesen einen Altar konzentriert noch viele Details aufzuschreiben. Doch nun spürt Ruth Schmerzen im Rücken. Wir sind aber auch so diejenigen aus unserer Gruppe, die am längsten durchgehalten haben. Um 9.40 Uhr sind wir aufgebrochen und erst um 17.40 Uhr kehren wir zur Casa Valdese zurück.

Zwischendurch haben wir nur in der Tazza d'Oro einen Granita Cafe, ein feinsplitteriges Mocca-Eis mit viel Sahne gegessen, eine offenbar von Einheimischen und Fremden gleichermaßen geschätzte Spezialität, die auch die Lebensgeister zu weiteren Unternehmungen anregt.

Um 18.30 Uhr treffen wir uns auf der Dachterrasse unseres Hotels. Ingrid Laudien trägt eine Text ihres Berliner Kollegen Ulrich Hollop über Goethes italienische Reise vor – abgeschlossen mit der fünften, in Hexametern gehaltenen römischen Elegie.

*Froh empfind ich mich auf klassischem Boden begeistert;  
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.  
Hier befolgt ich den Rat, durchblättere die Werke der Alten*

*Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuss.  
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt;  
Werd ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.*

Das hören gerade die Paare in unserer Runde gerne und auch die Singles können sich vorstellen, was es bedeutet „des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand“ der Geliebten auf den Rücken zu zählen.

Rom.

Mittwoch, 25. April 2007

### **In den Vatikanischen Museen und im Petersdom**

Wir besuchen – wieder geführt von Susanne Teramo – die Vatikanischen Museen. Man steht Schlange unterhalb der Festungswälle, welche den Vatikan einst vor den mehr oder weniger Gläubigen schützten. Vor wenigen Jahren wurde der Wall aufgebrochen und für die Touristen eine Eingangshalle samt Museumsshop und Rolltreppe in den Vatikanberg gegraben. Die hereindrängenden Massen sind so gewaltig, dass auch unsere Führerin sich nur noch mit Hilfe von Mikrofon und Kopfhörer mit uns verständigen kann.

Solch Gedränge ist der ideale Arbeitsplatz für Diebe. Der braune Lederrucksack Ingrid Audiens – schick und praktisch und sicher nicht billig – weist einen langen Schnitt auf. Sie hat nichts gespürt. Ist es schon in der U-Bahn passiert, oder in der Schlange vor den Mauern oder erst jetzt im Stau vor den Kassen? Es fehlt nichts, doch es ist unheimlich, dass Diebe mit rasiermesserscharfen Klingen mitten unter uns operieren und keiner in der Gruppe etwas merkt.

Wir bleiben im Strom. Abertausende schreiten über Mosaikböden. Anscheinend gibt es keine konservatorischen Probleme. Ich fotografiere vor allem antike Skulpturen, häufig römische Kopien griechischer Vorbilder, die ihrerseits verloren gegangen sind.

Michelangelos Gemälde in der Sixtinischen Kapelle werden uns an Hand von Tafelbildern erklärt, bevor wir die Kapelle betreten. Es gibt gleich mehrere dieser Abbildungen der Deckengemälde nebeneinander und vor jeder stehen eine Gruppe und ein Führer, der den Teleskopstab nun ohne Wimpel zum raschen Aufzeigen des Meisterlichen bzw. der Bedeutung der einzelnen Bilder verwendet.

Ich habe – aufgrund meiner Tagebuchnotizen von 1962 – ein kleines Fernglas eingepackt und kann bzw. könnte mit seiner Hilfe die einzelnen Gemälde im Detail studieren. Doch ich gebe es bald auf. Hat man den Gesamteindruck der Kapelle in sich aufgenommen, kann man auch zu den Abbildungen – nicht gerade zu den kleinen auf den Tafeln vor der Kapelle, doch zu denjenigen in den großen Bildbänden - zurückzukehren. Sich mit Hunderten unter dieses Deckengemälde zu drängen, um mit steifem Nacken das Original zu studieren, ist eigentlich Unfug. Doch es gehört nun mal zu einer Romreise wie die Mozartkugeln zu Salzburg. Und doch, man könnte, ja man müsste ganz unten stehend und nach oben starrend lange darüber nachdenken, was es für den Künstler einst bedeutet haben muss, diese gigantische Aufgabe zu übernehmen und schließlich zu bewältigen. *Veni creator spiritus.*

Doch selbstverständlich schaue auch ich zur Decke. Wiedererblicken, was ich seit meiner Kindheit in Büchern bestaunt habe. Am besten gefällt mir nun mal die Erschaffung Adams. Ein wunderbarer Einfall, Adam über die Berührung der Finger eine Seele einzugeben. Auch die Versuchungsgeschichte und das Bild der blonden Sybille mit den geflochtenen Haaren und der freien Schulter begeistern mich als Bilderfindungen.

Als weitere Höhepunkte der Kunstbetrachtung gelten die Gemälde Raffaels. Doch auch sie kennt man längst von Abbildungen oder – wie in meinem Falle – von den grafischen Repro-

duktionen, die seit dem 17. Jahrhundert in großer Zahl gedruckt und besonders von Holland aus vertrieben wurden – nach und nach auf abertausend Blättern Büttenpapier, das im Licht vergilbt und in feuchten Räumen Stockflecken zieht. Im Berliner Auktionshaus Bassenge in der Erdenerstraße 5 werden diese Kupferstiche und Radierungen regelmäßig angeboten. Ich habe sie bei der Durchsicht der Lose in Händen gehalten, habe einzelne mit dem Vergrößerungsglas gemustert und ich war auch immer wieder mal in der Versuchung, im Gedanken an die frühen holländischen und deutschen Bewunderer der römischen Originale nun meinerseits für eine dreihundert Jahre alte Reproduktion einen Preis zu bieten, für den man heute eine Woche lang nach Rom reisen kann. Ich habe es bisher nicht getan, doch wenn ich es täte, dann könnte ich mir Tag für Tag vorstellen, wie sich Goethe einst in Weimar nach Jahrzehnten noch daran erinnerte, was er auf seiner Reise nach Italien einst gesehen hat.

Und dann stehen wir im Petersdom, in den man vom Museumsrundgang über eine lange, breite Treppe und durch einen Seiteneingang gelangt. Ich müsste beeindruckt sein, aber für mich ist das nur die prunkvolle Inszenierung religiöser Gestalten, die mir allein durch das überlieferte Wort etwas bedeuten.

Ich suche nur nach der Pieta des Michelangelo und vermisste sie an der Stelle, an der ich sie 1962 noch aus nächster Nähe betrachten konnte. Nach dem Anschlag eines psychisch kranken Mannes im Jahre 1972 wurde sie durch Panzerglas gesichert und man kann sie jetzt nur noch aus einer Distanz anvisieren, die Ergriffenheit ausschließt. Auch hier ist man wieder auf die Fotografie verwiesen.

Ich habe nicht einmal Lust zu einem Rundgang durch den Petersdom. Die Kunsthistoriker werden darauf beharren, dass dieses Bauwerk es wert war, alle Warnungen zu ignorieren und auf Teufel komm raus in deutschen Landen Ablassverkäufe zu tätigen, um es auszuführen. Ich wage diesen Architekturenthusiasten nicht zu widersprechen, aber ich sträube mich insgeheim dagegen, beeindruckt zu sein. Man ist schließlich Lutheraner, als Berliner gar ein halber Calvinist.

Doch eines der Grabmale rührt mich. Der so gutwillige und zu früh verstorbene Johannes Paul XXIII, der einzige mir wirklich sympathische Papst, muss es – um seiner Volkstümlichkeit willen – über sich ergehen lassen, in diesem Dom - statt in einer Gruft zu ruhen - hinter Glas mit wächsernem Gesicht aufgebahrt zu werden. Damit bildet er eine Ausnahme. Alle anderen Päpste sind nur in Marmor präsent – oder eben auch schon sehr weit weg.

Im Übrigen nennt unsere (wahrscheinlich gleichfalls protestantische) Führerin pflichtschuldig die Attraktionen. Eine Bronzestatue des Petrus. Vom Küssen und Berühren ist der Zeh dieses Urpapstes abgeflacht.

Über dem Messaltar des Papstes ein bronzener Baldachin, der auf vier gleichfalls bronzenen Säulen ruht. Als ob das „Im Anfang war das Wort“ dadurch mehr Gewicht erhielte.

Wir blicken auf zu Berninis Fenster aus Alabaster, die Taube im Zentrum aus Kristall. In der Laterne im Blau Gottvater. Im Buchstabenband um den Altarraum steht Jesu Aufforderung an Petrus, aus welcher der Führungsanspruch des Bischofs von Rom bis heute abgeleitet wird: Weide meine Lämmer! Buchstabenhöhe 1,80 m.

Auf Skulpturen häufig die Bienen der Barberini, die Wappentiere Papst Urban VIII. Es gäbe so viel zu kommentieren und zu erläutern. Susanne Teramo muss eine Auswahl treffen. So führt sie uns zum Grabmal Papst Alexander VII, geschaffen von Bernini im Stil des Hochbarock. Statisch sehr gewagt. Eine Wolke aus Marmor wölbt sich über dem Eingang zum Audienczimmer des Papstes. Der Tod reckt den Besuchern das Stundenglas entgegen.

Auf einem anderen Grabmal stützt die katholische Kirche sich bereits auf die runde Erde. Dies zeigt, dass der Streit mit Galilei beendet ist. Der Zeh zeigt auf Großbritannien. Das protestantische London ist ein Dorn im Fuß der katholischen Kirche.

Dann noch ein Grabmal, dessen Besonderheit ist, dass es von einem protestantischen Künstler geschaffen wurde. Thorwaldsen hieb Pius VII in blendend weißem Marmor. Eine Bronzetür im Sockel deutet eine Grabkammer an. Doch dieser fehlt die Tiefe. Dahinter – wie unsere Führerin zufällig beobachtet hat - nur Putzutensilien. Solch despektierliche Hinweise sind wohl die Muntermacher für ermüdende Pilger. Mich beschäftigt mehr die Frage, was es für das Papsttum in Zeiten der Revolution und der Säkularisation wohl bedeutete, dass der Emporkömmling Bonaparte diesen Papst zur Krönung nach Paris (oder war es nach Versailles – denn dort hängt Davids Bild) beorderte und ihm dann auch noch die Schmach antat, die Krone aus des Papstes Hand zu nehmen und sich selbst aufs Haupt zu drücken.

Ich verlasse aufatmend den Dom, und wir kaufen noch Briefmarken am Postamt des Vatikans. Dort drängen sich die Philatelisten, aber auch Römer, welche hier die um die Mehrwertsteuer ermäßigten Briefmarken des Vatikanstaats einkaufen, um sie für ihre Geschäftspost zu nutzen. Sie müssen diese dann allerdings eigenspuckig aufkleben.

Den Rückweg wählen Ruth und ich – nun bereits ohne die Gruppe - rings um die Engelsburg. Immer wieder treffen wir unter den alten Platanen am Ufer des Tiber auf afrikanische Straßenhändler, die Sonnenbrillen und als echt ausgegebene Imitationen modischer Taschen, von Gucci, von Armani und anderen, zu verkaufen suchen. Dass sie damit Erfolg hätten, können wir nicht beobachten. In der Casa Valdese wird am Abend erzählt, dass die Schwarzen vor der Polizei Reißaus nahmen, also ihre Ware im Nu zusammenzuraffen vermöchten, ja fliegende und fliehende Händler zugleich wären, aber kurz darauf wieder an derselben Stelle stünden.

Ruth und ich bemerken davon nichts und überlegen nur, woran man wohl eine echte Gucci-Tasche von einer chinesischen Imitation unterscheiden könne und wie die Afrikaner wohl zu der Import-Ware und dem nötigen Grundkapital für ihren Straßenhandel kämen, eine Information, die uns Führer durch das klassische Rom vorenthalten.

Doch nur letzteres zu erkunden sind wir schließlich – mit unterschiedlichem Ermüdungsgrad – auch unterwegs. Ruth zieht mich zum Abschluss unserer Tour noch auf gut Glück in die Kirche San Luigi dei Francesi. Andere Touristen auf den Stufen der Kirche lassen sie eine Attraktion vermuten. Tatsächlich: drei Gemälde Caravaggios in der Capella Cerasi, Bilder aus dem Leben des Apostels Matthäus, seine Berufung, seine Zwiesprache als Evangelist mit dem Engel und schließlich sein Martyrium, wie es die legenda aurea überliefert. Das originellste unter den dreien ist sicher die Berufung des Matthäus zum Jünger. Das 322 x 340 cm große Gemälde wirkt auf den ersten Blick und würde uns nicht seine schiere Größe und der Ort etwas Bedeutsameres ahnen lassen, wie ein holländisches Genre- fast Kneipengemälde, das nur an der falschen Stelle aufgehängt wurde. Zwei Männer treten in einen eher dunklen Raum, in dem vier flott, farbig und modisch gekleidete Männer um einen Tisch sitzen und Münzen zählen. Zwei der jüngeren tragen Barette mit Federschmuck. Doch die Eintretenden meinen es offenbar ernst. Mit der fast identischen Haltung ihrer ausgestreckten Hände scheinen sie denjenigen, auf den das meiste Licht fällt, einen Bärtigen mittleren Alters mit dunkler, federloser Kappe, anzusprechen, ja auszuwählen. Das muss diesen erstaunen. Sein Blick scheint zu fragen: „Meint ihr mich? Ich kenne euch gar nicht.“ Und doch besteht kein Zweifel, er ist der einzige, der aufgrund seiner Alters und seiner wachen Aufmerksamkeit überhaupt in Frage kommt. Und wenn man auf die ausgestreckte Hand Jesu achtet, auf die von oben Licht fällt, erinnert sich der Besucher der Sixtinischen Kapelle: Das ist die Hand Adams, die Gottes Finger berührt, nur dass im vorliegenden Fall, Matthäus seine Hand Jesus und Petrus nicht entgegenstreckt, sondern die Linke zur Brust hebt und mit dem Finger fragend hinter sich zeigt, wo aber niemand steht, womit auch schon die Ausweglosigkeit des Berufenen unterstrichen wird.

So müde wir sind, dieses Bild erhellt Ruth und mir, was es bedeuten kann, wenn sich im Leben eines gewöhnlichen Menschen, der seinen Geschäften nachgeht, mit einem Male etwas ereignet, was wir uns angewöhnt haben, eine Berufung zu nennen, auch wenn wir wahrscheinlich gut daran täten, uns dies nicht als die Sache eines Augenblicks, sondern eines längeren Entscheidungsprozesses vorzustellen. Doch dankbar ist man allemal dem Maler, der diesen Prozess in einem Moment zusammenzufassen versteht und dies ist im Jahre 1599 dem erst 28jährigen Caravaggio gelungen, mag sein, weil gerade in diesem Alter sich häufig junge Menschen für oder gegen einen Ruf zu entscheiden haben.

Nach diesem Rück- und Einblick eilen wir zurück zur Casa Valdese, die wir zusammen mit den ersten schweren Tropfen eines Gewitters erreichen. Da der Regen nun auf die Stauden der Dachterrasse prasselt und die Terracottaschalen überfließen lässt, weichen wir in einen unterirdischen Konferenzraum aus, um den morgigen Tag vorzubereiten. Emil Cauer spricht über das Forum Romanum, ich über das Colosseum. Wir sind beide gut vorbereitet, und Emil hat sogar dem Internet einen Lageplan des Forums entnommen und in Farbe für uns ausgedruckt. Ich erinnere an panem et circenses und doch vermag ich nicht mit Hollywoods Monumentalschinken, etwas abschätzig auch Sandalenfilme genannt, zu konkurrieren. Wir werden an diese Filme und an den in dieser Kulisse den Daumen auf und abwärts drehenden Pöbel und seine Führer denken, wenn wir morgen vor den Steinmassen des Colosseums stehen. Vermag hier das Wort noch etwas angesichts des Terrors der in Cinemascope aufgemöbelten Bilder?

Ich greife zu Goethes Italienischer Reise und lese drei Passagen und siehe, in diesem nüchternen Konferenzraum im Kellergeschoss leuchtet die Sprache.

Am 3. November 1786 besucht Goethe in Begleitung eine Papstmesse:

*Mich ergriff ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund auf tun und, von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, uns in Entzücken versetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare sich nur hin und her bewegen sah, bald nach dieser, bald nach jener Seite sich wendend, sich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte sich die protestantische Erbsünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Messopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Christus schon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in seinem Jünglingsleben gewiss nicht schweigend gelehrt und gewirkt; denn er sprach gern, geistreich und gut, wie wir aus den Evangelien wissen. Was würde der sagen, dacht' ich, wenn er hereinträte und sein Ebenbild auf Erden summend und hin und her wankend anträte? Das „Venio iterum crucifigi!“ fiel mir ein,<sup>8</sup> und ich zupfte meinen Gefährten, dass wir ins Freie der gewölbten und gemalten Säle kämen.*

Wenige Tage später, am 7. November 1786 versucht Goethe zu formulieren, welchen Eindruck das Rom seiner Sehnsucht nun als Ganzes auf ihn macht, und damit spricht er uns müden und doch auch am Abend immer noch begeisterten Romreisenden aus der Seele:

*Nun bin ich sieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieser Stadt hervor. Wir gehen fleißig hin und wider, ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, besuche ein und die andere Villa, die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langsam behandelt, ich tue nur die Augen auf und seh' und geh' und komme wieder, denn man kann sich nur in Rom auf Rom vorbereiten.*

*Gestehen wir jedoch, es ist ein saures und trauriges Geschäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben, aber man muss es denn doch tun und zuletzt auf eine unschätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und Zerstörung, die beide über unsere Be-*

---

<sup>8</sup> Die von mir benutzte Hamburger Ausgabe verfügt zwar über einen fabelhaft gelehrten Anmerkungsapparat, aber mit so primitiven Dienstleistungen wie der Übersetzung lateinischer Zitate vermag sie nicht zu dienen. Ich übersetze für mich mit: „Wenn ich wiederkäme, würden sie mich noch einmal kreuzigen.“



griffe gehen. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Rom verwüstet.

*Wenn man so eine Existenz ansieht, die zweitausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannigfaltig und vom Grund aus verändert und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft noch dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Ratschläge des Schicksals, und so wird es dem Betrachter von Anfang schwer, zu entwickeln wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, sondern die verschiedenen Epochen des alten und neuen selbst aufeinander. Ich suche nur erst selbst die halb verdeckten Punkte herauszufühlen, dann lassen sich erst die schönen Vorarbeiten recht vollständig nutzen; denn seit dem fünfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage haben sich treffliche Künstler und Gelehrte mit diesen Gegenständen ihr ganzes Leben durch beschäftigt.*

*Und dieses Ungeheure wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchsten Gegenständen zu gelangen. Anderer Orten muss man das Bedeutende aufsuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und steht, zeigt sich ein landschaftliches Bild aller Art und Weise, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildnis, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbogen und Säulen, oft alles zusammen so nah, dass es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müsste mit tausend Griffeln schreiben, was soll hier eine Feder! und dann ist man abends müde und erschöpft vom Schauen und Staunen.*

Und zum Schluss lese ich noch einen kurzen Abschnitt über das nächtliche Rom, und wir steigen hoch zur Dachterrasse und nehmen in Augenschein, was sich uns bietet, nachdem der Regen die Schwüle des Abends vertrieben hat. Wir haben uns von Goethe einstimmen lassen auf das, was sich uns morgen und in den nächsten Tagen zeigen wird. Zum 2. Februar 1787, drei Wochen vor der Weiterreise nach Neapel, hatte er seinem Reisebericht, den er ursprünglich in Briefen an die hinterrücks verlassene Charlotte von Stein gesandt, das nächtliche Rom so verlockend gemalt, dass die heimlich Verlassene sich gewiss in solcher Nacht an seiner Seite wünschte, ein Vergnügen, das Ruth und mir wie silbernen Hochzeitsreisenden ohne Weiteres zuteil wird beziehungsweise werden könnte, wenn uns Banausen nach des langen Tages Pflaster- und Marmortreten nun nicht nach einer kräftigenden Pasta mit Tomatensauce und geriebenem Parmesan und einem Glas Rotwein zumute wäre. Doch für einen Moment lauschen wir noch einmal in der Erinnerung dem solo durchs nächtliche Rom schweifenden Goethe:

*Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Massen des Lichts und Schattens verschlungen, und nur die größten, allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar. Seit drei Tage haben wir die hellsten und herrlichsten Nächte wohl und vollständig genossen. Einen vorzüglich schönen Anblick gewährt das Coliseo. Es wird nachts zugeschlossen, ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen, und Bettler nisten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, dass der untere Teil der Ruinen bedeckt war und die ungeheuren Mauern oben drüber finster herausragten; wir standen am Gitter und sahen dem Phänomen zu, der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich der Rauch durch die Wände, Lücken und Öffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köstlich. So muss man das Pantheon, das Kapitol beleuchtet sehn, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menschengeist, hier ein ganz anderes Geschäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegenstehn.*

Am Abendbrottisch sprechen Ruth und ich mit Ingrid Laudien und Alfred Butenuth über die Frauenordination nach dem Kriege und die Rolle der Bischöfe Dibelius und Scharf im

Zuge dieser Entwicklung. Auf unserem Zimmer können wir noch deutsche Nachrichten empfangen. Der erste russische Staatspräsident Jelzin wurde beigesetzt. Er starb im Alter von 76 Jahren. Er war ein tapferer Mann.

Rom – Vatikanstaat.

Donnerstag, 26. April 2007

### **Auf dem Kapitol und über das Forum Romanum**

Mit der U-Bahn von Lepanto nach Colosseo. Dem gewaltigen Rundbau wird viel von seiner bedrückenden Wucht genommen durch die kluge Einpassung in das Gelände. Das Colosseum erhebt sich nicht wie eine Burg, sondern lädt die aus halber Höhe Herbeiströmenden ein, sich in ihm zu sammeln, was man meines Wissens von keinem anderen Stadion der Welt sagen kann, schon gar nicht vom Berliner Olympia Stadion, das auf eine Höhe gebaut und durch alles nur Mögliche in Kolossale geplustert wurde.

Wir passieren die Hadrian-Säule, ohne uns die Zeit zu nehmen, sie im Einzelnen zu mustern. Wahrscheinlich das Übliche: Die Römer siegen und siegen und die Besiegten sind ihnen auch noch dankbar. Gewissermaßen ein auf Dauer angelegter Schwindel.

Wir steigen hinauf zum Kapitol. Dort besuchen wir als erstes die Basilika Santa Maria Ara Coeli. Hier auch das wundertätige Bambino, auf dessen Anblick ich aber dieses Mal – anders als vor 45 Jahren – von vornherein verzichte. In der Kirche über dem Eingang die drei Bienen Urban VIII bzw. des Geschlechts der Barberini im Glasfenster auf blauem Grund.

Beim Besuch des kapitolinischen Museums genießen Europäer über 65 Jahren (wie in allen staatlichen Museen) freien Eintritt. Das heißt aber, dass Amerikaner und Japaner die hohen Eintrittsgelder berappen müssen. So entsteht europäisches Bewusstsein – zumindest unter Senioren!

Die Hauptattraktion ist die Reiterstatue des Marc Aurel, deren Replik auf dem Platz vor dem Museum, innen aber im restaurierten Original steht. Daneben auch die Wölfin mit Romulus und Remus, die so manches Lateinbuch zierte und wahrscheinlich noch immer schmückt – wohl in der Vorstellung, dass man bei entsprechender Haltung auch als Schüler sich das Latein gewissermaßen an der Wölfin saugend wie eine Cola reinziehen könne. Noch solch ein nicht auszurottender Schwindel.

Entsprechend eingestimmt betrete ich die geschichts- und erinnerungsträchtigen Räume, lasse mich dann aber doch von der bildhauerischen Qualität dieser Skulpturen in den Bann ziehen und notiere Namen, als ob mich dies befähigen würde, den Marmor zu beleben. Und am Abend weiß ich nicht mehr, was mich motiviert hat, ausgerechnet einen Sarkophag zu fotografieren, auf dem ein gewisser Meleagra mit einem Speer den caledonischen Eber jagt unterstützt von Artemis als Göttin der Jagd. Vielleicht folgte ich einem Zufallsimpuls: Hierauf fällt dein Blick und daran halte dich fest! Nicht schlecht, aber auch nicht gerade der wahre Jakob der Kunstschau. Ich notiere mir als Bildhauer einen Vicario und dazu die Jahreszahl 1872. Da kann doch etwas nicht stimmen. Das passt doch nicht zu den anderen antiken Werken. Auch stilistisch gehört der Sarkophag nicht ins 19. Jahrhundert. Was habe ich mir dabei bloß gedacht?

So ist es: Es erschlägt einen beinahe, jedenfalls verwirrt es mich, wie der Fall dieses Meleagra beweist. Es ist diese ungeheure Fülle von Bildwerken! Aus den Gärten des Taureamus und der Vettiani und dann noch weitere Skulpturen aus den Gärten des Maecenas. Gäbe es nicht konservatorische Imperative, würde ich Ernst Jüngers Einschätzung folgen: Diese Plastiken wurden für intime Gärten, für die Sichtachsen von Parks oder für weite Plätze geschaffen. Dort sollten sie aufgestellt bleiben. „Skulpturensammlungen sind schwer verdaulich; sie konzentrieren, was auf Plätze und in große Räume gehört.“ (2. April 1968) Wie recht er hat!

Doch es geht nicht nur um die Konservierung; diese Massierung und Konzentration der Sehenswürdigkeiten ist auch eine Konsequenz des Massentourismus und der geringen Verweildauer der Pauschaltouristen an bestimmten Orten. In absolut unfassbarer Menge werden die Kulturgüter in riesige Museen gestopft, und dann fahren die Busse vor, und die Horden der Kulturbeflissenen werden à tempo mit Mikro und Kopfhörer und Teleskopgertengewedel durch die Hallen geschleust. Und das sage ich als Berliner, bilden wir doch die Weltspitze dieses Prozesses mit der neuerlichen Konzentration der Kunstwerke auf der Museumsinsel – und ungehört blieben die Mahnungen meines Freundes Helmut Börsch-Supan. Die Alternative wäre, an vielen Orten, in Villen und kleinen Museen jeweils ein oder wenige alles andere übertreffende Meisterwerke zu belassen, damit man dann zu ihnen pilgere und sie in Ruhe bestaune. Doch dann müsste man sich schon in Orten von weit geringerer kultureller Dichte als Rom wochenlang aufhalten, um Tag für Tag sich einige wenige neue Meisterwerke zu erschließen. Für den Betrachter und den Tagebuchschreiber wäre dies besser. Er geriete nicht ins namedropping, sondern könnte von Werk zu Werk besinnlich schreitend seine Betrachtungen anstellen.

Doch was tun wir: Auch ich eile von einem Klassiker zum nächsten. Nur nichts versäumen! Und da ist er schon, der berühmte sich seinen Dorn aus dem Fuß ziehende Knabe und unweit davon der sterbende Gallier, der mich an die widerliche Lektüre von DE BELLO GALLICO erinnern muss.

Doch ich sollte nicht meckern. Welch eine Entdeckung für mich: Zingura chi prediche la ventura von Michelangelo da Caravaggio. Wie ahnungsvoll wir jungen Kerle doch an die große Liebe glaubten! Wenn der Degen an der Seite des jungen Mannes nicht wäre, hätte ich Lust, mit diesem Gemälde den Umschlag meiner "Vier Versuche und ein Happy End" zu schmücken. Und zu der freundlichen Perspektive passt dann auch die Babypflege, die auf einem Sarkophag dargestellt wird. Zwei Frauen waschen den strampelnden Säugling. Ich denke an Innes und Martin in London und die glückliche Geburt ihres Sohnes am 20. April. Wenn der Junge aufgewachsen ist, wird niemand mehr daran denken, dass das auch mal Hitlers Geburtstag war. Man sieht Babys nun mal nicht an, ob aus ihnen später Heilige oder Monster oder brave Steuerzahler werden. Ich fotografiere in stillem Opagluck die Szene und werde die Karte demnächst nach London schicken. Ich muss ja nicht hinzufügen, woher sie stammt, aber es ist nun mal so: Kein Sarkophag, auf dem man nicht auch eine Geburt abbilden könnte, nur dass wir Trauerklöße dies heutzutage nicht mehr tun.

Für den reifen Herrn gibt es hier dann auch noch die sogenannte kapitolinische Venus, die Replik des griechischen Originals von Praxitels aus dem 4. Jhd. vor Christus. Auch diese fotografiere ich und Ruth zuliebe ein Mosaik mit Tauben aus dem 2. Jahrhundert vor Christus, gefunden in der Villa Hadriana in Tivoli.

Nach dem Besuch des Museums blicken wir von der Höhe des Kapitols zum ersten Mal auf das Forum Romanum. Am besten erhalten sind nicht die kommunikativen Räume, sondern die Triumphbögen. Es sind ihrer drei. Auf dem Bogen des Titus, der Jerusalem eroberte, sind noch der siebenarmige Leuchter und Posaunen erkennbar. Die wenigsten Schäden sind am Triumphbogen Kaiser Konstantins zu bemerken – hier nehme ich aber etwas vorweg, was ich erst am Abend feststelle. Konstantins Bogen steht – vom Kapitol aus gesehen - weit im Hinterrund in einer Senke unter hohen Pinien, mehr zu ahnen, denn zu sehen, also noch vor den mit eisernen Toren gesicherten Resten des Forums Romanum.

Am nächsten ist uns jetzt der Septimus Severus Bogen. Die römischen Sieger führen die gefangenen Parther ab. Diese sind an den nach vorne kippenden Mützen zu erkennen, sofern kundige Führer einem dies mitteilen. As a matter of fact. Auf diesem wie auch auf den anderen Triumphbögen ist es immer so verdammt selbstverständlich, dass diese Römer andere Völker unterwerfen und dann die Besiegten vorführen. Diese Schmach haben nicht einmal die

Nazis den Besiegten angetan. (Nun ja, die haben ihre Feinde schon unterwegs ermordet, was die Römer zumindest unwirtschaftlich fanden.) Und man kann davon ausgehen, dass die Römer bei ihren Feldzügen wie alle Aggressoren behaupteten, ihrerseits angegriffen worden zu sein bzw. die Ausgebeuteten im Falle eines Aufstands erneut „befriedet“ zu haben. So ein Forum Romanum zeigt eben nicht nur Kultur, sondern eine politische Sauerei neben der andern. Immerhin in Marmor. Moderne Folteranstalten wie Guantanamo eignen sich da weniger fürs Weltkulturerbe.

Das Pflaster des Forums ist heute schwer begehbar, weil es große Lücken zwischen den großen dunklen Buckelsteinen aufweist. Einst war es glatt, und die Fugen waren geschlossen.

Vom Palatin, dem Sitz der Cäsaren, ist vom Boden des Forums aus nur noch hoch ragendes Ziegelgemäuer zu erkennen. Es ist ohne jeden architektonischen Reiz. Wenn ich mich recht erinnere, erwähnt Goethe das Forum Romanum nicht.<sup>9</sup> War es damals noch nicht ausgegraben? Oder mochte er Triumphbögen auch nicht sonderlich?

Beim abendlichen Treffen in der Casa Valdese lese ich eine Notiz Goethes über das Verhältnis von Schreiben und Zeichnen vor und dann überrascht uns ein Besuch von Christiane Landgrebe und Ari Großkopf. Römische Freunde haben ihnen die im Urlaub leer stehende Wohnung angeboten und sie haben spontan zugegriffen.

Christiane ahnt meine Frage, bevor ich sie stelle. Ja, sie hat mein Manuskript „Von der Liebe im Atomzeitalter“ gelesen - wieweit und wie intensiv wage ich wie immer nicht zu fragen. Sie will mir Verlage bzw. Lektoren und Agenten empfehlen, falls es mit dem Aufbau-Verlag nicht klappen sollte.

So wie Goethe aus Weimar unfertige Manuskripte mit auf die Reise nach Italien nahm, so schleppe ich zumindest die Frage mit mir herum, was aus meinem ersten belletristischen Manuskript wohl werden wird. Dass ein Verlag es nimmt, ist nur das eine Problem. Das eigentliche Risiko besteht darin, sich mit einem solch intimen Tagebuch zu exponieren. Und zu letzterem bedürften ich – und noch mehr Ruth - des Zuspruchs. Wie ermutigend waren hier doch der Anruf Walter Kempowskis und sein Vergleich meiner vier Versuche mit der Novelle „Das Sinngedicht“ von Gottfried Keller! Doch als er mich anrief, ahnte ich nicht, dass es wohl das letzte Manuskript war, das der schwer Krebskranke noch lesen konnte. An ihn denke ich jetzt auch in Rom und ihm schicke ich eine Karte dieses verdammten Forum Romanum, auf dem jahrhundertlang wahrscheinlich mehr imperiale Propaganda getrieben wurde als auf jedem anderen Platz der Erde – die Champs Elysées und den Roten Platz inbegriffen.

26.4.2007

*Lieber Herr Kempowski,*

*in Rom blühen die Rosen und deren Farben und Düfte würde ich Ihnen gerne nach Nartum senden. Doch einheimischer Fliederduft wird Sie an Ihren 78. Geburtstag umhüllen, und die besten Wünsche Ihrer Freunde und Verwandten werden Sie aufzumuntern suchen. Ich weiß nicht, wie es Ihnen jetzt tatsächlich geht, aber ich stelle mir vor, dass Sie sich über Grüße und Postkarten freuen und wie immer gerne in persönlichen Aufzeichnungen blättern und zugehörige Photographien betrachten. Die Druckerei wird Ihnen in den nächsten Tagen „Aus dem Leben eines Friedensforschers“ zusenden – und Ihrer Vorliebe folgend habe ich auf einigen alten Photos bestanden.*

<sup>9</sup> Ich muss mich korrigieren. Unter dem 10. November 1786 schreibt Goethe: „Heute war ich bei der Pyramide des Cestius und abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felswände dastehn.“

*[Das im Folgenden eingeklammerte musste ich weglassen, weil auf der Postkarte mit dem Forum Romanum nicht genügend Platz war:]*

*[Zu den Erinnerungen an meine Eltern gibt es auch zwei Fotos, die den Helden der Geschichte, Albert Vonblon aus dem Kleinwalsertal, zeigen, der es 1942 wagte, einen jüdischen Kurgast vor der Gestapo zu retten.*

*Ein E-Mail an Frau Neteler wurde vor meiner Abreise nach Rom noch fertig, aber dann hat es – wegen eines Fotos – in der Eile mit dem Versand nicht mehr geklappt. Ich werde das Versäumte nach meiner Rückkehr am 2. Mai nachholen.]*

*Alles Gute*

*Ihr Theodor Ebert*

Rom.

Freitag, 27. April 2007

### **Luther auf der Scala Sancta**

Ich wache nachts um 3 Uhr auf, lese bis 4 Uhr in den Briefen Goethes aus Rom und kann noch einmal einschlafen.

Die Führung beginnt an der U-Bahnstation Colosseo. Vorbei an einer Universität und einer entsprechenden Ansammlung von Motorrollern steigen wir hoch zu San Pietro in Vincoli. Die Attraktion dieser dreischiffigen Basilika ist der Moses Michelangelos Ein gewaltiger Brocken weißen Carrara-Marmors. Welch ein Werk! Und dann erfahren wir, dass dieser Moses als gehört bezeichnet und entsprechend mit zwei hochgedrehten Locken dargestellt werde, beruhe auf einem Übersetzungsfehler. Eigentlich müsse es der „erleuchtete“ Moses heißen. Nun gut, das ist auch so eine der üblichen Fremdenführerinformationen. Doch wichtiger wäre wohl, wenn wir uns jetzt über Moses als politischen und religiösen Führer Gedanken machten. Und mir fällt nicht einmal ein einziger Satz ein, der eine Verbindung herstellen könnte zwischen dem Bildwerk Michelangelos und den Gedanken Sigmund Freuds über dieses und Moses, den Ägypter oder Juden. Es wird schon seine Berechtigung haben, dass auf meiner Taschenbuchausgabe von „Der Mann Moses und die monotheistische Religion“ Michelangelos Skulptur der Überlieferung das Gesicht gibt, doch müsste man nicht auch lang anhaltende Bildtraditionen gelegentlich in Frage stellen und es probeweise – einzig gestützt auf das biblische Wort – mit ganz anderen, mit neuen Bildentwürfen versuchen? Doch über all dies können wir in San Pietro in Vincoli gar nicht nachdenken. Es geht schon weiter.<sup>10</sup>

Die nächste Kirche auf dem Programm ist San Clemente, genannt nach dem vierten Bischof von Rom (Pontifikat 88-97). Hier steigen wir hinab in die Anfänge des Christentums, denn das heutige San Clemente, die sogenannte Oberkirche ist auf einer Unterkirche erbaut, die erst im 19. Jahrhundert wieder entdeckt und dann soweit ausgegraben wurde, dass sie mit ihren Außenmauern – nebst einem daneben gefundenen Mithräum aus dem späten 2. Jahrhundert – wieder besichtigt werden kann. Um ein Fundament für die Oberkirche zu schaffen, sind (einst) die Säulenreihen der Unterkirche durch Mauerwerk gestützt und der Kirchenraum zu zwei Dritteln zugeschüttelt worden. Zuvor wurden aber Platten demontiert und beim Aufbau des Sängerkhores in der Oberkirche wieder verwendet. Die eigentliche Entdeckung bei den Ausgrabungen, die im Jahre 1862 begannen, waren jedoch bestens erhaltende Fresken aus

---

<sup>10</sup> Erst nach meiner Rückkehr aus Rom, wurde ich darauf hingewiesen, dass Sigmund Freud 1913 eine spezielle Abhandlung „Der Moses Michelangelos“ verfasst hat. (Gesammelte Werke 10, S. 43-113) Freud hat San Pietro in Vincoli vielfach aufgesucht, und seine Abhandlung – ein mustergültiges Stück Prosa - zeigt, dass sich die großen Bildwerke nur sorgfältiger, mehrfacher und anhaltender Betrachtung erschließen. Freuds Analyse der Statue des Moses müsste der Romreisende lesen, bevor er San Pietro in Vincoli besucht.

dem 11. Jahrhundert, die Szenen aus dem Leben des Heiligen Clemens zeigen. Die Legende berichtet, dass die Häscher des Präfekten Sisinnius von Gott geblendet wurden, sodass sie eine Säule statt des Heiligen fesselten. Bei dem Versuch, diesen Säulenheiligen nun auch noch abzuschleppen, wurden sie von dem Präfekten mit den Worten angetrieben: Fili dele pute, traite! (Zieht ihr Hurensöhne!) Über diesen Spruch haben sich die Linguisten unbändig gefreut, handelt es sich hier doch um eines der frühesten schriftlichen Zeugnisse der italienischen Sprache. Beim Fluchen hört nun mal das Konjugieren auf!

Wir haben nicht genug Zeit, um uns vor Ort im Mithräum auch noch über den Mithraskult informieren zu lassen. Wir hätten uns dazu in dem tiefen Gewölbe auf steinerne Bänke setzen und auf den Kultstein blicken können, auf dem Mithras dem Stier mit einem Messer die Kehle durchtrennt und das Blut zu einer Schlange und weiterem Getier hinab fließen lässt. Die Deutung des Mithraskultes war lange kaum möglich, weil sich keine Darstellungen aus der Feder von Beteiligten fanden. Sternbilder auf den Gewölben der Kultstätten deuteten schließlich darauf hin, dass es sich um einen Astralkult handelte.<sup>11</sup>

Auch so beweist die große Zahl der ausgegrabenen Mithräen, dass der Mithraskult die stärkste Konkurrenz zum Christentum darstellte. Doch eine spannende Frage bleibt, warum der Mithraskult, der im ganzen römischen Reich von Schottland bis Nordafrika verbreitet war, sich trotz zeitweiliger Begünstigung durch den Staat letzten Endes nicht behaupten konnte. Der französische Historiker E. Renan hat die These gewagt: „Falls das Christentum bei seiner Geburt eine tödliche Krankheit dahingerafft hätte, wäre die Welt mithrisch geworden.“ Das glaube ich nicht. Es handelte sich um einen düsteren, blutigen, unterirdisch praktizierter Mysterienkult, der geheimbündlerische Züge aufwies. Ein solcher Kult eignet sich (ohne grundlegende Änderungen) nun mal auf längere Sicht nicht, zur alle einbeziehenden und beglückenden, um nicht zu sagen beseligenden Volksreligion zu werden. Und ein großes Handicap des Mithraskultes war es auch, dass er die Hälfte der Menschheit, die Frauen, von vornherein ausschloss. Das Christentum hat Frauen in manchen Ämtern auch diskriminiert. Dennoch haben die Frauen zu seiner Ausbreitung wesentlich beigetragen, nicht zuletzt aufgrund der vielen Anhaltspunkte, welche die Evangelien, die Apostelgeschichte und auch die hebräische Bibel den Frauen dafür boten, dass ihnen die Zuwendung Gottes und Jesu nicht weniger gälte als den Männern.

Susanne Teramo fragt unsere Theologengruppe, warum wir denn meinen, dass sich das Christentum gegen den Mithraskult durchgesetzt habe. Ich platze heraus: „Die Christen hatten die besseren Texte“ und denke dabei an die Briefe des Paulus und an den weltläufigen Lukas, den begnadeten Erzähler des Evangeliums und der Apostelgeschichte.“

Es gibt zu dieser Frage besser abgewogene Untersuchungen. Gefallen hat mir die Respektbekundung aus dem Munde des Christenverfolgers Julian Apostata (Alleinkaiser 361-363) in seiner Schrift „Gegen die Galiläer“: Diese seien gottlos, aber erfolgreich wegen ihrer Sozialdiakonie. „Freundlich zu Fremden, führen einen reinen Lebenswandel, sorgen für Totenbestattung. Sie ernähren sogar unsere Armen.“

Und doch bleibe ich dabei: Es kam neben der Diakonie auch auf die welterklärende, theologische Erzählung an. Ursprung des jeweils aktuell Bösen war nicht das Schicksal, war nicht Gott, sondern der Mensch, der - möglicherweise verblendet, aber doch verantwortlich - aus freiem Willen sich von Gott und dessen Geboten abkehrt. Fraglich ist aber aus meiner Sicht, ob Basilius von Kappadocien recht hat, wenn er nur individuelle Bosheit, doch keine bösen Strukturen sieht, denen sich der Einzelne manchmal schwer entwinden kann, selbst wenn er sie – bei entsprechender Aufklärung - zu erkennen vermag: „Jeder soll sich als Ursache seiner

---

<sup>11</sup> Jürgen Sorges: Stieropfer und Sternenhimmel – der Mithraskult. In: Brigitte Hintzen-Bohlen: Rom. Kunst & Architektur, Königswinter 2005, S. 330-333

eigenen Bosheit erkennen.“<sup>12</sup> Es gibt eben nicht nur individuelle, sondern auch strukturelle Bosheit.

Und wieder auf dem Niveau der Oberkirche, die der Heiligen Katharina geweiht ist – und man erkennt sie nun mal an dem Rad, auf das sie geflochten werden sollte -, erfahren wir, dass die Unterkirche 1086 von den Normannen so stark beschädigt wurde, dass es das Beste schien, sie zu kappen und mit Schutt aufzufüllen und auf dieser Unterlage neu zu bauen. Die so entstandene Oberkirche verdankt ihren Ruhm unter den Kunstsachverständigen drei ausgezeichneten Werken, zum einen dem Fresko mit der Katharinenlegende, zum anderen einem meisterlichen Cosmatenfußboden, diesen Einlegearbeiten aus Marmorstücken, und schließlich einem Mosaik in der Apsis, das den Gekreuzigten zwar wie üblich zwischen Maria und Johannes zeigt, doch den Kreuzesstamm aus Akanthusblättern hervor wachsen lässt. Der Stamm ist auch nicht aus grobem Holz, sondern gleicht einer Einlegearbeit aus Emaille – in der Längsachse belebt von acht weißen Tauben und auf dem Querbalken von weiteren vier. Der Eindruck ist nicht quälend wie bei Matthias Grünewald oder Lucas Cranach, sondern paradiesisch verspielt. Golgatha ist auf diesem Bild keine Schädelstätte, sondern ein Paradiesgarten, in dem sich Hirsche, Enten und Pfauen am Rande eines Gewässers tummeln. Von unserer Führerin erfahren wir, dass gerade die Pfauen das ewige Leben symbolisieren.

Unser nächstes Ziel ist die Scala Santa, die zur ehemaligen Privatkapelle der Päpste, S. Lorenzo in Palatio, führt. Sie besteht aus 28 marmornen Stufen, die nach der Legende aus dem Palast des Pilatus stammen und von Jesus vor seinem Verhör erklommen worden sein sollen. Luther betete sich dort Stufe für Stufe aufwärts. Oben angelangt, zweifelte er am Nutzen dieses Unternehmens. „In Rom wollte ich meinen Großvater aus dem Fegefeuer erlösen, ging die Treppen hinauf des Pilatus, betete auf jeder Stufe ein Pater noster. Es war nämlich die Überzeugung, wer so betet, erlöst eine Seele. Aber als ich ans Ende kam, dachte ich: Wer weiß, ob das wahr ist? Vielleicht gilt das Gebet nichts.“<sup>13</sup>

Neben den Stufen hatte die Heilige Helena, die Mutter Kaiser Konstantins, von ihrer Reise nach Jerusalem noch wertvollere, wenn auch weniger voluminöse Reliquien mitgebracht, darunter Splitter vom Kreuz Christi.

Vor der Kirche zeigt uns Susanne Teramo noch eine der alten Wasserleitungen, die Aqua Claudia, und schon geht es weiter zur Laterankirche (Basilica San Giovanni in Laterano). Und das wird heute nicht die letzte Kirche sein. Und doch habe ich bereits genug von den Kirchen. San Clemente war mir bei aller Gediegenheit im Detail und Dekor noch einigermaßen heimelig. Es konnte noch Heimstätte einer Gemeinde Jesu sein, aber diese Bischofskirche des Papstes empfinde ich nur noch als protzig und der mit ihr verbundenen Anspruch grenzt an Wahnwitz: MATER ET CAPUT OMNIUM ECCLESIARUM URBIS ET ORBIS („Mutter und Haupt aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises“). Wenn man an Petrus, den Fischer vom See Genezareth denkt, dann sind diese Päpste, die sich auf ihn berufen und schon optisch Winzlinge sind, wenn sie von der Loggia des Lateranpalastes herab die auf sie fixierten Gläubigen grüßen und segnen, nicht so ganz bei Trost. Ich mag diesen Unfug – kolossale Architektur hin oder her – nicht bestaunen. Sollen die Reiseführer die Ausmaße, die Baugeschichte und die Arkaden und weiß der Kuckuck noch was beschreiben, ich mag sie mir nicht notieren. Da leistet der Kuli Widerstand.

---

<sup>12</sup> Bei diesen Überlegungen habe ich (nachträglich) zu Überlegungen gegriffen, die Gerhard Rosenau im Bibelkreis der Evang. Kirchengemeinde am Groß Glienicker See im Oktober 2007 vorgetragen hat. Rosenau selbst hat Ausführungen von Christoph Marksches, Kirchenhistoriker an der Humboldt-Universität in Berlin, herangezogen, der sieben Ursachen für das Überleben des Christentums aufzuzählen weiß.

<sup>13</sup> G. Ebeling (Hg.): Martin Luther. Sein Leben in Bildern und Texten, Ffm. 1983, S. 74

Doch wenigstens dies: Sehenswert ein Fresco Giotto's, das Bonifaz VIII zeigt, wie er 1300 das erste heilige Jahr eröffnet. In den Längsschiffen Kränze mit Seraphin, geschaffen von Borromini. Und man sollte sich erinnern: In dieser Basilika fanden bedeutende Konzilien statt und neben all den Superlativen – zu denen auch die größte barocke Orgel gehört – gibt es auch die Erinnerung an den bescheidenen, seinen Nächsten dienenden Jesus, wenn auch nur als seltenen, hochsymbolischen Akt: Am Gründonnerstag wäscht hier der Papst persönlich zwölf Männern die Füße. Immerhinque.

Der Obelisk vor der Laterankirche (4000 v. Christus), der größte in Rom, ist eingerüstet, um saniert zu werden.

Daneben ein achteckiges Baptisterium, das auf eine Therme zurückgeht. Das lass ich jetzt auch mal unkommentiert. Ich bin müde und freue mich auf die Mittagspause mit einem Cafe latte.

Und dann auf zur nächsten Runde. Mit dem Bus zur Kirche Santa Maria Maggiore. Im Jahre 431 hatte das Konzil in Ephesus Maria zur Gottesmutter erklärt. Doch solche Gottesmutter-schaft verlangte schon früher nach einem entsprechenden Sakralbau. Nach der Legende erfährt der Patrizier Johannes unter dem Pontifikat von Papst Liberius (352-366) im Traum, dass er an der Stelle, an der im August Schnee fällt, eine Kirche bauen soll. Er zeichnet den Umriss der Kirche mit einem Stab in den Schnee. Die erste dreischiffige Basilika wurde unter dem Pontifikat von Papst Sixtus (432-440) begonnen, und bis ins 18. Jahrhundert wurden immer wieder Um- und Erweiterungsbauten vorgenommen, was unterstreicht, wie ernst das Mariendogma genommen wurde.

In der Kirche Mosaik als Bilderbibel und ein wohl gelungener Cosmaten-Fußboden. Eine Renaissance-Decke aus Holzbalken mit viel Blattgold (aus dem neu entdeckten Amerika). Porphyrsäulen für den Baldachin und eine kostbare Reliquie: Ein Stück der Krippe Jesu. Darum wird diese Kirche besonders an Weihnachten besucht. Aber soll man das alles aufschreiben? Reist man dazu nach Rom?

Mit dieser Kirche verbindet sich das von Papst Pius IX verkündete Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariens und damit's passt und hält, wird dieses Dogma auch noch dadurch ergänzt, dass die Päpste in Glaubensangelegenheiten für unfehlbar erklärt werden. Also Schotten dicht! Es würde mich mal interessieren, was ein Professor Ratzinger im Klartext von solchen Entscheidungen und dem Tradieren dieser hält. Er ist doch ein Mann von Verstand und Erfahrung. Oder gibt es unter Kirchenoberhäuptern Verdrängungs- und Abschottungsprozesse, welche das Nachdenken ausbremsen und verhindern? Was wäre, wenn es Pressekonferenzen gäbe, bei denen Päpste sich allen Fragen von Journalisten stellen müssten? Benedikt XVI fehlt der hautnahe weltliche Umgang, den zum Beispiel ein Dalai Lama und auch die Sprecher anderer Weltreligionen und Konfessionen kennen.

Oder. Was sagt ein Papst oder ein simpler Bischof, wenn sein 15jähriger Neffe ihn fragt, wie er sich denn diese „unbefleckte Empfängnis“ Mariens vorzustellen habe – und als Begründung für die kritische Nachfrage anfügt, dass biologische Abläufe auch unter den Frömmsten ihre Gültigkeit hätten, weil sie nun – wiederum fromm gesprochen – Bestandteil der Schöpfungsordnung seien. Und im Übrigen nähme es doch die Kirche, wenn es um das Zustandekommen von Schwangerschaften oder gar um deren Unterbrechung ginge auf den Punkt genau. Einen irdischen Vater müsse Jesus gehabt haben, da bisse keine Maus einen Faden und kein Engel ein Sperma ab. Den göttlichen Vater hätten wir schließlich alle. Warum kann da ein Papst nicht einfach sagen: „In den Quellen ist von keinem anderen Vater als von Joseph die Rede. Das ist für mein Gefühl auch OK. Zu Jesu Zeiten hat niemand die Vaterschaft Josephs bezweifelt. Das wäre ja noch schöner gewesen! Die Familie hatte schon Ärger genug! Im Übrigen ist die ‚Jungfrauengeburt‘ in der Antike ein weit verbreiteter Mythos, der mit herausgestellten Persönlichkeiten von quasi göttlichem Renommée in Verbindung ge-



bracht wird. Zu Jesu Nähe zu den Menschen und seiner Geburt im Stall würde eigentlich eine ganz normale Zeugung besser passen.“

Doch seit wann verträgt Religion sich mit dem gesunden Menschenverstand? Meines Erachtens müsste das möglich sein! So aber freut man sich an der formalen Vollendung von Kunstwerken fragwürdiger Thematik. In der Apsis ein Mosaik, auf dem Jesus seine Mutter krönt, die auf derselben Ebene neben ihm sitzt. Aus den Evangelien lässt sich dieser Marienkult schwerlich begründen. Mich ärgert, dass Joseph dabei so schlecht wegkommt. Der hat sich doch auch Mühe gegeben mit der Erziehung seiner Kinder. Da lob ich mir Dürers Marienleben! Da gibt's bei Zimmermanns was zu bosseln.

In mir baut sich allmählich eine gewisse Aversion gegen die barocke Religiosität auf und diese führt gerade in dem Augenblick zur Begeisterungsverweigerung, als wir auf das Kunstwerk stoßen, das als vollendeter Ausdruck dieser Kunstform gilt. Ruth führt den fast schon Widerstrebenden zu Berninis Bildnis marmorweißer Inbrunst, der Heiligen Theresia von Avila in Santa Maria della Vittoria. Mystische Hingabe von Frauen an einen eingebildeten Jesus bzw. an einen sie stellvertretend anpeilenden, engelhaften Jüngling widerstrebt mir von Grund auf. Das ist überspannt, Kunst hin – Kunst her. Basta. Dennoch schaue ich mich im gut sortierten bookshop der Kirche um und ärgere mich am Abend, dass ich bei einer Bernini-Biografie nicht zugegriffen habe. Und ich müsste mir auch die Autobiografie und die vielgerühmten mystischen Texte der Heiligen ansehen. Doch wenn Bernini ihr Wesen erfasst haben sollte – und auf dem Bildnis Peter Paul Rubens sieht sie als Nonne ganz anders, eher unverzückt aus -, dann wird mich wahrscheinlich auch ein Text keines Besseren belehren.

Rom - Ostia.

Samstag, 28. April 2007

### **In einer antiken Hafenstadt**

Nur einen Ausflug haben wir uns für den kurzen Aufenthalt in Rom vorgenommen. Wir wollen Ostia Antica, den Hafen des alten Rom besuchen. Dafür sprach, dass wir diesen Ort der Ausgrabungen ganz einfach mit der S-Bahn erreichen können und dass die antike Hafenstadt heute einsam inmitten landwirtschaftlicher Flächen und unter hohen Bäumen liegt, weil die Anschwemmungen des Tiber das Meer einige Meilen in die Ferne gerückt und die einst so geschäftige antike Stadt funktionslos, doch unbeschädigt hinterlassen hatten. Was in Pompeji und Herkulaneum die vulkanische Asche bedeckte, das besorgte in Ostia Antica der wirtschaftliche Wandel und die Verlagerung der Küstenlinie: Die Menschen verließen eine antike Stadt, aber ihre Straßen und Plätze und ihre Gebäude blieben an Ort und Stelle, ohne überbaut zu werden. Kein meterdicker Schutt wie in Rom, nur Gras wuchs über alles. So unsere Erwartungen.

Die S-Bahn fährt durch fruchtbares Ackerland, wahrscheinlich die Kornkammer des alten Rom. Gerhard Cyrus, ein großer kräftiger Mann Anfang 70 sitzt neben drei römischen Knaben. Der Jüngste, wohl an die zwölf, zeigt Gerhard auf seinem Handy seinen letzten Beitrag zur persönlichen Entwicklung: Er hat sich ein scharfes Pornofoto auf das Handy geladen. Gerhard, seinerseits Opa, zeigt sich nicht uninteressiert, schmunzelt und greift zum Lexikon und deutet auf das nachgeschlagene Wort. Auch die etwas älteren Kameraden des Internetversierten sind neugierig und lesen das schwierige Wort, das Gerhard bei Langenscheidt gefunden hat, laut vor und amüsieren sich auf Kosten des Youngsters: Spagacco = Angeber!

Susanne Teramo, unsere bewährte Führerin, erwartet uns heute zum letzten Mal an der Bahnstation Ostia Antica. Nur Parkplätze, hohe Bäume und einige Imbissbuden, sonst aber keine modernen Bauten. Alles ist auf die Antike gestimmt. Es ist als ob wir auf eine zweitausend Jahre alte Stadt zugingen. Sie ist in ihren Straßenzügen, in ihren Grundmauern und manchmal bis zur Deckenhöhe gut erhalten. Es ist, wie es uns angekündigt wurde: Die Stadt

wurde verlassen, also nicht mit neuen Schichten überbaut. Abtransportiert wurden in der Zeit der Renaissance nur die antiken Marmorstatuen. Was in den letzten Jahrzehnten entdeckt wurde, verblieb und kann im Museum besichtigt werden.

Zur Blütezeit hatte Ostia Antica etwa 100.000 Einwohner. Viele Ziegelmauern reichen bis zur Schulterhöhe. Im Stadtzentrum Forum und Tempel des Augustus und der Roma. Etwas weiter außerhalb hätten wir auch noch eine Synagoge und eine frühchristliche Basilika, die erst kürzlich gefunden wurde, aufsuchen können. Doch nach zwei Stunden des Wanderns über das Buckelpflaster und den Kies und das Gras zwischen den Häuserreihen werden wir müde.

Es hat im Zentrum Ostias, also auf seinem Forum auch Marmorbauten gegeben. Nur die Grundmauern und einige Treppen sind noch erhalten. Die eigentliche Baumasse Ostias bestand jedoch aus dicken Ziegelmauern. Susanne Teramo erklärt uns die Herstellung der flachen Ziegelplatten. Sie sind nur 3 cm dick und messen etwa 30 x 30 cm. Sie werden durch einen Spitzhackenschlag in die Mitte in vier nur ungefähr gleiche Teile zerlegt. Die gleichmäßigen Seiten bilden die Außenkanten. In der Mitte werden die dicken Mauern mit Mörtel, Steinen und Bruchmaterial gefüllt.

Eidechsen huschen über die tiefen Lücken in den alten Mauern. Einige sind von Efeu überwuchert, der aber vom Museumsdienst immer wieder gekappt wird, sonst bestünde Ostia in einigen Jahren nur noch aus grünen Wällen. Zwischen den Häuserzeilen wächst Mäuserge. Arbeiter mähen sie wie unsereiner den Rasen im Vorgarten.

Ostia war Hafenstadt. Vorratsspeicher kennzeichneten sie, aber es gab auch bereits verarbeitendes Gewerbe. Wir stoßen auf eine große Anlage mit Becken für das Färben von Baumwolltüchern aus Ägypten.

Im Hof einer Bäckerei schulterhohe Mahlsteine aus Tuffstein, die trichterförmig ineinander greifen und dessen oberer Teil von einem Esel, der rundherum ging, gedreht wurde.

In einem Fischgeschäft ein Marmortisch und ein Marmorbecken zum Säubern der Fische. Daneben eine Gaststätte mit Marmortheke. Und Marmorsitze auch auf den öffentlichen Toiletten, die u-förmig gebaut, 15 Personen zu Sitzungen einluden. Eine unten durchrauschende Wasserspülung sorgte dafür, dass die Geruchsbelästigung den Verhandlungen keinen Abbruch tat.

Nachts Straßenlampen. Aus Kürbissen wurden Figuren geschnitten. Öllampen hineingestellt.

In vielen Häusern Fußböden mit schwarz-weißen Mosaiken. Das beliebteste Motiv sind Delfine. Ich finde im Straßenkies zwei lose Mosaiksteinchen, einen schwarzen und einen weißen, ein Mitbringsel für Hannah, meine achtjährige Enkelin. Ich fotografiere für sie viele Mosaik auf den Fußböden der Häuser. Sie sind überraschend zahlreich, als Fußböden in den Häusern fast schon die Regel, und es ist schwer, die Mosaik in dieser Zahl sorgfältig zu schützen. Bei einem großformatigen, elegant geschwungenen Delfin muss ich das Unkraut, das ihn zu überwuchern beginnt, mit dem Fuß zur Seite streifen, um ihn fotografieren zu können. Manche Pflanzen keimen bereits zwischen den Mosaiksteinen.

Die Gruppe trennt sich nach dem Mittagskaffee und verabschiedet sich mit herzlichem Dank von der Führerin. Ruth und ich besuchen noch das zur Grabung gehörige Museum. Wir werden überrascht von einer riesigen Statue mit Engelsflügeln, die vom Haupt bis zu den Fersen reichen. Am Helm ist sie als Minerva zu erkennen. Doch mich erinnert sie sofort an den Engel der Freiheit, den HAP Grieshaber nach der Ermordung Salvador Allendes geschnitten und in Silber auf schwarzen Grund gedruckt hat, Ausdruck der Hoffnung auf die Wiederauferstehung der Demokratie. „DENN DU WIRST GRAB DER FREIEN SEIN ODER ASYL VOR KNECHTSCHAFT“ - ein Zitat aus der chilenischen Nationalhymne. Die Grafik hing in meinem Arbeitszimmer am Otto-Suhr-Institut.

Doch ich darf im Museum nicht fotografieren. Auf dem Rückweg finde ich eine akkurate Replik der Statue auf ihrem ursprünglichen Standort, der Piazza della Vittoria.

Vom Amphitheater hören wir immer wieder Klatschen und Beifallsrufe. Wir nähern uns von der Bühnenseite und können zunächst nicht erkennen, was die französischen Schüler so begeistert. Es wird zwar das Kurzschwert gezückt, doch offenbar obsiegt der dem Gladiator mit geschliffenen Worten Entgegentretende. Verstanden habe ich allerdings diese wirkungsvollen Sätze nicht.

Es ist früher Nachmittag und sommerlich warm. Ruth wünscht sich noch eine Fahrt zum Meer. Wir können mit der S-Bahn bis Lido weiterfahren und halten es für das Einfachste, den Paaren, die Badetaschen tragen zu folgen. Zunächst ist der Strand abgezaunt und wir blicken auf lange Reihen von Holzkabinen, die Rücken an Rücken stehen und zwischen sich einen Sandstreifen mit Sonnenschirmen freilassen. Doch nach einigen hundert Metern ist diese parzellierte Etappe zu Ende und der Strand öffnet sich für nicht fest Abonnierte.

Der Streifen zwischen Straße und Meer ist ungefähr hundert Meter breit und von tiefem, feinem, schwarz-gelbem Sand bedeckt. Der schwarze Anteil dürfte aus fein gemahlenem vulkanischem Tuff bestehen. Dicht am Meeresrand ein schmaler Streifen aus flachen Kieseln. Auf diesen kommen Ruth und ich gut voran und Ruth findet sogar einige Muscheln. Ich stoße mehr zufällig im Sand auf ein buntes Schneckenhaus. Katamarane bäumen sich auf. Zwei Angler an einer Art Hafeneinfahrt. Sie sind erfolglos – trotz moderner Ausrüstung.

Wir kehren um. [...]

Rom.

Sonntag, 29. April 2007

### **Bei der deutschen Gemeinde**

Am 1. Mai haben mein Bruder Ulrich (57) und meine Schwägerin Julia (71) ihren Geburtstag. Meine Postkarten (der Engelsburg) werden – so wie die Post in Italien funktioniert – frühestens in einer Woche ankommen. Ich empfehle Ihnen die Casa Valdese für den Fall einer Reise nach Rom. Ich könnte es hier auch aushalten, obwohl ich – anders als Goethe – nicht dieses Hochgefühl empfinde. Allein in Rom – was würde ich tun? Wahrscheinlich würde ich mich - wie heute früh unsere Gruppe - auf den Weg zur deutsch-lutherischen Gemeinde machen. Die Kirche ist eine Kathedrale en miniature. Sie hat nichts Protestantisches, nur dass die Innendekoration etwas nüchterner ist. Gepredigt wird deutsch, aber die Predigt und die zugehörigen Texte liegen auf Italienisch aus. Ich lese die Predigt mit und kann Satz für Satz verfolgen, was gesagt wird und merke auch, wenn Pfarrer Mathias Fricke-Zieseniß noch einen Satz hinzufügt. Sein Text ist Genesis I, 26-31a. Er verbindet die Auslegung aber mit einem Bericht über Martin Luthers reformatorische Tat und die vier Soli: Sola fide, sola scriptura, sola gratia und solus Christus. Anlass für diese ziemlich grundsätzliche Predigt ist wahrscheinlich, dass heute zwei Prädikantinnen eingesegnet werden, eine Italienerin und eine Deutsche, an ihrem Italienisch leicht zu unterscheiden, was bei der einen Parlando ist bei der anderen Stakkato.

Gesammelt wird für das Armenprojekt der Gemeinde. Die Speisung - unweit der Via Veneto, der Promenade der Schönen und der Reichen, hat sich im Viertel herumgesprochen. Es kommen etwa hundert Bedürftige, und auch Seife wird gern genommen.

Anschließend an den Gottesdienst gibt es im Garten Weißwein und Sprudel. Als ich von einem der Bäume eine reife Frucht der Nespel versuche, die Blätter eingehend betrachte und zu der Überzeugung komme, dass sie bereits in unserem Gewächshaus wächst und von mir selbst vor einigen Monaten zurück geschnitten worden ist, weil sie bereits das Dach erreicht hatte, komme ich ins Gespräch mit einer blonden, etwa fünfzigjährigen Gemeindeältesten aus

Hamburg, die in Rom als Lehrerin und Journalistin arbeitet. Sie fühlt sich wohl in der Gemeinde und sie braucht dieses Stück Heimat.

Am Nachmittag besuchen Ruth und ich den Park der Villa Borghese, auch in der schwachen Hoffnung, vielleicht doch noch in die Villa selbst eingelassen zu werden. Dies gelingt nicht. Erst Tage nach unserer Abreise sind wieder Eintrittskarten zu haben.

Wir beobachten die Römer, die gerade auch mit ihren Kindern hier den Tag verbringen. Sie liegen auf dem Gras unter den Pinien, haben auch etwas zum Essen und Trinken dabei, aber anders als im Tiergarten, an den mich einiges erinnert, wird nirgendwo ein Grill aufgebaut und es geht auch ruhig und gesittet zu. Beliebt sind selbst getretene oder auch mit Elektromotor unterstützte Fahrradkutschen. Vier Räder und die ganze Familie findet darin Platz.

Wir werfen durch die Gitter noch einen Blick in einen Blumengarten der Villa Borghese. Ein Traum in Schalen und Kübeln, und man möchte sich dazu setzen und Goethe lesen. Auf dem Rückweg kommen wir an seinem Denkmal vorbei, wohl das größte, das je einem ausländischen Dichter gesetzt worden ist.<sup>14</sup>

Und einen Cafe latte zur Ermunterung und noch einmal Bildung satt. Im Palazzo Barberini besuchen wir die Gemäldeausstellung, für die mit dem barbusigen Bildnis der Fornarina, der Geliebten Raffaels, geworben wird. Die Ausstellung ist wegen Umbauten und Renovierungen nur zur Hälfte zu sehen, doch auch das Ausgestellte ist weit mehr, als man in sein Bildgedächtnis aufnehmen kann. Ich picke mir mal wieder irgendein Gemälde heraus, um mich für dieses zu begeistern. Hier ist es eine Madonna mit Jesus und dem Johannesknaben von Domenico Beccafurin aus Siena (1484/86 – 1551). Mir gefallen die kontrastreichen, aus dem Dunkel leuchtenden Farben, die mich barock anmuten. Durch ein geöffnetes Fenster würde ausreichend Licht für ein Foto fallen, aber der Wärter untersagt es mir – mit sichtlichem Bedauern. Und wie es mir schon des Öfteren ergangen ist: Auch hier gehört mein Bild nicht zu den als Postkarte Angebotenen.

Ich bin schon ziemlich erschöpft, aber Ruth möchte noch die Mosaiken einer Benediktinerkirche dicht neben Santa Maria Maggiore in der Via Pressede betrachten. Ich setze mich auf eine Bank und wäre fast eingeknickt; doch auf sie ist Verlass. Sie holt mich wieder ab. Doch als wir dann um 18 Uhr in der Casa Valdese ankommen, lege ich mich erst mal eine Dreiviertelstunde aufs Bett, bis ich dann wieder so weit bin, auf dem Laptop einiges zu notieren. Dürftige Gedächtnisstützen. Keine Ahnung, ob daraus später noch etwas Lesenswertes wird.

Rom.

Montag, 30. April 2007

---

<sup>14</sup> Die Italiener haben die Errichtung dieses Denkmals aber nur zugelassen, nicht initiiert, so dass man anders, als ich dies vor Ort tat, aus dem bloßen Vorhandensein des Denkmals und seiner schieren Größe keine voreiligen Schlüsse auf die Bedeutung Goethes für die italienische Kultur ziehen sollte. Nach der Rückkehr aus Rom fand ich in Sigmund Freuds Reisebriefen an seine Familie unter dem 21. September 1907 den aufklärenden Hinweis: „In einer Allee sieht man eine Statue von Victor Hugo, die von den Franzosen im Dienste der Verbrüderung der Nationen geschenkt worden ist. Er sieht aus wie Verdi, Joachim u so weiter. Diese Statue hat den guten Kaiser Wilhelm nicht ruhen lassen, u so hat er aus Konkurrenzneid die Statue von Goethe durch Eberlein machen u in demselben Garten aufstellen lassen. Sie ist ganz geschickt u nichts Hervorragendes. Goethe ist zu jugendlich; er war ja über 40 [37 – Th. E.], als er zuerst nach Rom kam, steht auf einem Säulenschaft, vielmehr einem Kapitell, u das Postament ist von 3 Gruppen umgeben: Mignon mit dem Harfner, der vielleicht das Beste ist, Mignon selbst hat ein leeres Gesicht, Faust in einem Buch lesend, dem Mephisto über die Achsel schaut, Faust wider gut, der Teufel ganz fratzenhaft, ein Judengesicht mit Hahnenkamm u Hörnern, und eine dritte Gruppe, die ich nicht verstehe, vielleicht Iphigenie u Orest, aber dann sehr unkenntlich.“ (Sigmund Freud: Unser Herz zeigt nach dem Süden. Reisebriefe 1895-1923. Herausgegeben von Christfried Tögel unter Mitarbeit von Michael Molnar, Berlin 2003, S. 221-222)

## Die Helden der Republik

Auf unserem heutigen Programm stehen als erstes wieder zwei Kirchen. Elsa Cauer hat uns auf den Besuch der Basilika Santa Sabina auf dem Aventin eingestimmt. Bevor wir jedoch die Kirche betreten, fotografiere ich an einer wenig beachteten, verschatteten Stelle das riesengroße, runde Maul eines Flussgottes, aus dessen Maul Brunnenwasser fließt.

Die Kirche wurde in den Jahren 422-432 gebaut. Ein großes Mittelschiff, das auf korinthischen Säulen ruht, die untereinander durch Bögen verbunden sind. Als wir ankommen ist eine Hochzeit im Gange. Eine ziemlich kolossale Braut, weißhäutig mit dicken roten Pausbacken und entsprechenden Hüftpartien. Der angehende Ehemann dunkel, groß und schlank. Die Hochzeitsgemeinde sitzt auf zierlichen Stühlen mit blauen Polstern. Zur Hochzeitszeremonie gehört das Anrufen der Heiligen. Alles sehr feierlich, sehr ernst. Es geht um den Bund fürs Leben.

Diese Zeremonie interessiert mich fast mehr als die kunsthistorische Attraktion: die älteste Tür einer Kirche. Aus Zypressenholz sind Szenen aus dem Leben Jesu geschnitzt, darunter auch die erste Kreuzigungsszene, die man kennt. Daneben aber auch die Berufung Mose und dessen Flucht aus Ägypten mit dem Zug durchs Rote Meer.

Unser nächstes Ziel ist Santa Maria in Cosmedin – mit Campanile. 1211 wurde die Kirche an die Dominikaner übereignet. Ihre heutige Form hat sie seit 1124.

In der Vorhalle der Bocca della Verita, auch ein Brunnen. Man steht davor Schlange, weil jeder seine Hand in das Maul des Flussgottes stecken und sich dabei fotografieren lassen will. Früher wurde dieses Verfahren zum Gottesurteil erklärt. Wer log, dessen Hand wurde verschlungen bzw. hinten mit dem Schwert abgehackt.

Ruth meint in der Kirche unter den Besuchern ihre Nichte Miriam, die Tochter ihrer früh gestorbenen Cousine Ursel Bruch, zu erkennen. Das rotblonde Haar und auch das Gesicht passen. Ich bin mir aber nicht ganz sicher. Ruth spricht sie an. Freudiges wechselseitiges Erkennen. Sie schreibt an einer Examensarbeit über den Dominikanerorden und sie konnte hier mit ihren englischen Begleiterinnen Dokumente einsehen.

Wir ziehen weiter über die Tiberinsel nach Trastevere und könnten dort noch eine Marienkirche besichtigen, aber mein Bedarf an Marienverehrung ist endgültig gedeckt. Ich brauche jetzt etwas Weltliches. Trastevere als Künstlerviertel? Es wurde mittlerweile in ähnlicher Weise für den romantischen Touristen zurechtgemacht wie Montmartre, zumindest wie ich dieses aus den 50er Jahren in Erinnerung habe. Und wie nicht anders zu erwarten, ist das, was als Kunst in Boutiquen und kleinen Läden ausgehängt wird, nur mieses Kunsthandwerk oder einfach nur Granatenkitsch. Doch man könnte hier im Freien nett essen. Das tun wahrscheinlich auch einige aus unserer Gruppe. Es gibt eine Menge Speiselokale – gepflegte und rustikale. Doch Ruth und ich sind noch nicht müde und hungrig und so steigen wir über steile Treppen hoch zur Porta San Pancraccio.

Am meisten beeindruckt mich auf der Höhe die Erinnerung an die Kämpfe des 3. Juni 1849 zur Verteidigung der neu ausgerufenen Republik. Garibaldi leitete die Operationen. Der Papst hatte französische Truppen herbeigerufen und diese schossen mit ihren Kanonen die Villen in Trümmer, hinter deren Mauern die jungen Männer, die an die Republik glaubten, sich verschanzt hatten und aushielten, als alles schon verloren war. An das Heldentum dieser kaum mehr als Zwanzigjährigen erinnert heute leider nur noch indirekt ein riesiges, eher traditionelles Reiterdenkmal ihres Anführers auf dem Gianicolo. Der Höhenweg am Denkmal ist gesäumt von Büsten anderer Republikaner; doch bei diesen bekannten Namen handelt es sich meist um gesetzte Herren mit Hut und Halstuch, vermutlich Gelehrte und Handel Treibende.

Gegen Abend steigen wir hinab zum Petersdom, wo wir vom Vatikanstaat aus Postkarten schreiben. Leider gibt es nirgends eine Bank und so müssen wir unsere Hinterteile auf die etwas verbreiterten, doch gerundeten unteren Ränder der Kolonnaden Berninis pressen. Dabei

liegt vor uns ein weites Feld von leeren Stühlen, aufgestellt für die Auftritte des Papstes, doch mit Gittern abgeschirmt und von Schweizer Gardisten bewacht. So unbequem unsere Haltung auch ist, wir geben uns mit den Postkarten Mühe und nehmen uns Zeit. Jeder Quadratmeter wird mit Informationen bedeckt. Ruth schreibt an die glücklichen Eltern Martin und Innes nach London. Wie sie ihren Sohn wohl nennen werden? Der Vorname muss zu einem Deutschen und einem Engländer passen. Ruth schreibt immer ein Konzept. Ich lasse es bei meinen Karten an unseren Sohn Wolfgang in Offenburg und an die Enkeltochter in Berlin auf spontane Formulierungen ankommen. Hannah berichte ich vom Muschelsuchen am Lido. Nur bei der Karte an Peter Handke notiere ich mir einiges im Voraus.

Am Abend feiern wir den 78. Geburtstag von Hella Laudien mit zwei Flaschen roten Sekts, und in der Nacht lese ich den Brief Goethes an Fritz vom Stein. Kindgemäß, eine dichte Folge kleiner Szenen. Auf die Begegnung mit dem Papst folgt das Schweineschlachten zwischen dem Minervatempel und Santa Maria in Cosmedin.

### **Postkarte (der Ara Pacis Augustae) an Peter Handke in Chaville**

30. April 2007

*Lieber Peter Handke,*

*wenn ich am 2. Mai aus Rom zurückkomme, werde ich wahrscheinlich die Entscheidung des Aufbau-Verlages über mein Manuskript vorfinden. Der Lektorin und ihrer Praktikantin hat es gefallen, aber das letzte Wort haben eine Vorgesetzte und die Verkaufsleitung, die nun mal in Absatzziffern denkt und Werbungskosten kalkuliert. Mir war zunächst einmal am wichtigsten, dass gerade Sie das Manuskript gerne gelesen haben. Und es geht mir ähnlich wie Ihnen: Ich überlege noch, ob ich mir eine prominente Veröffentlichung überhaupt wünschen soll. Eine der vier Geschichten (jene über Jutta, die Reisebekanntschaft) erscheint zu meinem 70. Geburtstag in „Aus dem Leben eines Friedensforschers“ [- als Auszug aus dem Tagebuch meiner Studienjahre]. Auflage 850. Dies ist dann so ein Test für das, was möglich ist in dem „Zwischenbereich, zwischen Privat-Intimem und Allgemeinsphäre“.*

*Es grüßt Sie aus dem strahlend hellen, bereits sommerlichen Italien  
Ihr Theodor Ebert*

Rom.

Dienstag, 1. Mai 2007

### **In den Katakomben und bei Paulus vor den Mauern**

Von den Kirchen und Palästen steigen wir heute hinab zu den Gräbern der ersten Christen. Wir sind in den Priszilla-Katakomben mit einer deutsch sprechenden Führerin verabredet. Es ist eine blonde Frau um die dreißig, die einen blauen Anorak trägt. Es ist kühl bei den Toten. Die Gänge, an deren Wänden die Grabstellen ausgehöhlt wurden, liegen in drei Etagen zwischen 8 und 15 Meter tief im Tuffstein, der sich schon damals leicht bearbeiten ließ, aber doch genügend Stabilität für dieses unterirdische Gangsystem im Fischgrätmuster bot. Erst seit der Zeit Konstantins wurden noch zusätzliche Stützen aus Ziegeln eingebaut.

Die Leichen wurden in gekalkte Tücher gewickelt und mit geringen Grabbeigaben – mal ein Püppchen für ein Kind, mal eine Öllampe für eine junge Frau – in die Seitenfächer neben dem Gang geschoben. Meist drei Grabstellen übereinander. Verschluss wurden die Grabnischen mit Tontafeln. Auf diesen einfache Hinweise zu den Bestatteten. Heute sind fast alle Verschlüsse entfernt und die Gräber leer, weil ab dem 15. Jahrhundert die Knochen als Reli-

quien gehandelt wurden. Da war man wohl nicht so wählerisch, denn die Überreste der wenigen tatsächlichen Märtyrer wurden bereits im 13. und 14. Jahrhundert in die Kirchen Roms und des Abendlandes überführt.

Echte Märtyrergäber erkennt man heute noch daran, dass sie Wandbmalungen aufweisen und in ihrer Umgebung mehrere Grabstellen untereinander gelegt wurden. Man hob den Fußboden aus, um weitere Nischen zu schaffen. Schließlich wollte man in der Nähe eines verehrten Zeugen der Christenheit bestattet sein.

Eine dieser Grabstellen zeigt für die Zeit charakteristische Wandbilder: den guten Hirten, der das verirrte Schaf auf dem Rücken trägt, die drei Männer im Feuerofen und den Propheten Jona. Dieser steht für die Auferstehung Christi am dritten Tag, weil Jona nach dieser Zeit vom Walfisch an Land gespiesen wurde.

Ganz neu ist für mich die allegorische Verwendung der Geschichte von Susanna im Bade. Ich kannte dieses Motiv aus der Grafik des 17. Jahrhunderts, vornehmlich aus der Malerfamilie der Carracci. Die Maler nutzten die Geschichte, weil es ihnen offensichtlich Spaß machte, eine üppige, mehr oder weniger entblöbte Frau und zwei lüsterne Alte darzustellen. Anders die frühen Christen: Auf ihren Wandbildern in den Katakomben stand Susanna für die verfolgte und diffamierte Kirche.

So weit so gut, doch anders als die Fama sagt, dienten die Katakomben den Christen nicht als Verstecke im Falle einer Verfolgung. Diese Sicht der Geschichte geht darauf zurück, dass von Crispin berichtet wird, Papst Sixtus II sei am 6. August 258 „in cimiterio“, also in einem Gräberfeld, im Rahmen der Verfolgung unter Kaiser Valerian ermordet worden. (Cypr., Epist. 80 = CSL, 3/2, S. 840).

Am Rande einiger schmucker Grabstätten sind auch gemauerte Bänke zu finden. Dies deutet darauf hin, dass die Angehörigen sich bei den Toten zu Mahlzeiten versammelten.

Die Führerin weist uns noch auf ein Wandbild hin, das als das erste Bild einer Madonna mit dem Jesuskind gilt. Neben Maria der Prophet Bileam, der Balak, dem König der Moabiter, entgegen dessen Erwartung weissagt: „Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Zeppter aus Israel aufkommen.“ (4. Mose, 24,17) Zu dem friedfertigen Jesus passt allerdings überhaupt nicht, dass diese Weissagung mit dem Hinweis auf den Untergang der Moabiter verbunden wird: „Und wird zerschmettern die Fürsten den Moabiter und verstören alle Kinder des Getümmels“.

Neben einer anderen Grabstätte wurde ein Anker in Marmor geritzt. Der Anker gilt als Symbol Christi, ähnlich wie die Umrisszeichnung des Fisches (Ichtys).

Die Katakomben schienen uns gut belüftet zu sein. Jedenfalls kam uns die einstündige Führung nicht lange vor und ich spürte in den dunklen Gängen auch keine Beklemmung.

Unser nächstes und letztes gemeinsames Ziel ist die riesige Kirche Paulus vor den Mauern. Sie musste nach einem Großbrand im 19. Jahrhundert erneuert werden. Nur ein großes Mosaik an der Stirnwand blieb erhalten bzw. ließ sich restaurieren. Ohne Führung passiert es aber, dass wir ein – nach antikem Vorbild - neu geschaffenes Mosaik mit dem tatsächlich restaurierten verwechseln. Doch die Imitation gelang auch bis ins Detail. Und es war ein solches Detail, das bei uns zu der Verwechslung führte. Auf dem neuen Mosaik küsst ein winziger Papst Honorius einen Zeh Christi. So viel Bescheidenheit waren wir von Päpsten der neueren Kirchenepochen nicht gewohnt.

Wir fotografieren und besprechen die Mosaiken unter uns, und Christine Cyrus erinnert sich an ihren Religionsunterricht. Wenn solche Bilder Jesu im Kreise seiner Jünger gezeigt und besprochen wurden, pflegte sie die Kinder zu fragen: „Wo hättet ihr euch hingesezt?“ Und es waren die ganz Selbstbewussten, die sich auf Jesu Schoß setzten.

Ein weiteres Objekt unserer Aufmerksamkeit ist ein mehrere Meter hoher Osterleuchter aus Marmor. Er entstand um das Jahr 1190. Unten im Sockel räkelt sich eine ansehnliche Hure Babylon. Darüber Szenen aus dem alten und neuen Testament.

Eine Besonderheit dieser Kirche ist ein Fries, das alle Päpste im Medaillon mit Einsetzungs- und Sterbedatum zeigt. Das letzte und einzige angestrahlte Medaillon zeigt Papst Benedict XVI.

Wir suchen den berühmten Kreuzgang – und Ruth merkt es später, dass wir ihn verfehlten. Wir hielten die Vorhalle mit ihren gewaltigen Säulenreihen für den Kreuzgang und empfanden die Diskrepanz zwischen uns kleinen Menschlein und den riesigen Säulen und wunderten uns, dass gerade dieser Kreuzgang so gelungen sein sollte.

Überhaupt stört uns hier wie schon so oft im christlichen Rom die Gigantomanie. Doch das hat Tradition, ist gewissermaßen der typisch-römische imperiale Stil. Besonders auffallend ist diese Herkunft des Gigantischen bei den Caracalla-Thermen, die wir dann auch noch gemeinsam aufsuchen. Viel zu hoch, viel zu dicke Mauern.

Dann sind die anderen müde und wollen einen Cafe latte trinken. Ruth zieht es noch auf den Palatin. Von dort blicken wir zuerst auf den Circus Maximus – die Szenerie des Wagenrennens in Ben Hur. Ich mag die Kulisse der Pinien mit ihrer pilzförmigen Nadelkuppen.

Auf dem Palatin blühen die Rosen und in den Bäumen hängen reife, bittere Orangen. Wir setzen uns unter Orangen auf eine Bank und genießen es, im Frühling in Rom zu sein. Es waren schöne Tage. Wir sind Berend Wellmann dankbar, dass er sich diese Reise für uns ausgedacht hat.

Erst gegen 18 Uhr kehren Ruth und ich in die Casa Valdese zurück. Die U-Bahnen sind am 1. Mai überfüllt. Auf Kundgebungen von Gewerkschaften sind wir jedoch nicht gestoßen. Am Sonntag hatten wir Gerüste halb fertiger Tribünen gesehen, so – wie es der Name fordert - auf der Piazza del Popolo. Nur Emil und Elsa trafen auf dem Fernbahnhof Termini auf eine Kette mit Polizei in Kampfanzügen.

Beim Abendessen spreche ich mit Emil über seine SPD-Mitgliedschaft und seine Eindrücke vom neuen SPD-Vorsitzenden Kurt Beck. Er meint: Ein guter Landespolitiker macht noch keinen Kanzlerkandidaten.

Rom – Zürich – Berlin.

Mittwoch, 2. Mai 2007

### **Wolkenbruch und Panne bei der Abreise**

Die letzte Stunde in Rom nutzen Ruth und ich allein, um noch einmal die Ara Pacis Augustae zu besuchen. Gewiss auch dies ein Werk der imperialen Propaganda, aber gefällig, weil Maß gehalten wurde.

Ein Regenschauer hält uns fast zu lange in Richard Meiers Museumsbau. Der Schirmverkäufer davor machte gute Geschäfte. Ruth wird nervös, drängt zum Aufbruch. Ich meine noch viel Zeit zu haben bis zum vereinbarten Treffpunkt. Und tatsächlich – trotz dunkelstem Himmel – lässt der Regen über uns nach und wir können schon wieder mit geöffneter Jacke bzw. Windbluse zur Casa Valdese eilen, die nur wenige Minuten entfernt ist. Wir treffen dort auch noch mehr als rechtzeitig ein, verladen unsere Koffer, besteigen den Bus – und dann springt dessen Motor nicht an. Anscheinend versagt die Batterie oder die Zündung. Der Fahrer versucht per Handy einen Ersatz zu ordern, spricht von einer Viertelstunde Wartezeit. Als daraus eine halbe Stunde wird, lassen wir uns das Fahrgeld ausbezahlen und fahren mit vier Taxen zum Flughafen Fiumicino. Teurer ist dies auch nicht, und wir kommen noch pünktlich an.

Beim Rückflug schauen wir zur Höhe von Genua auf die Küste Italiens. Beim Anflug hatten wir den Landweg genommen.



Zwischen Zürich und Berlin schreibe ich auf dem Laptop weiter an meinem Reisebericht. In Berlin eine böse Überraschung. Ich habe meine Brille verloren. Möglicherweise habe ich die opake, wenig ins Auge fallende Hülle bei der Personenkontrolle in Zürich in der Schale, in der man alle Gegenstände aus Metall deponieren musste – und dazu gehörte nun mal auch mein Brillengestell aus Titan - liegen lassen. Ich gehe zum Schalter „Lost and Found“, um Rat zu suchen und rufe dann von zu Hause aus in Zürich bei der Nummer an, die ich am Flughafen Tegel erhalten habe. Man ist freundlich, aber vertröstet mich auf morgen.

Anruf von Martin aus London. Seiner kleinen Familie geht es gut. Der Name für das neugeborene Enkelkind ist gefunden: Der Sprössling heißt Lucas Anselm und er soll zweisprachig aufwachsen.

Anhang

## **Tagebuch der Italienreise im Jahre 1962**

Stuttgart - Innsbruck - Mittelwald (Südtirol).

Donnerstag, 5. April 1962

### **Auf klassischer Bildungsreise**

In Gedanken bin ich schon früher nach Italien gereist. Wie es sich für einen Studenten der Germanistik gehört, war ich mit Goethe, mit Seume, mit Eichendorff unterwegs. Ich wollte wie Jacob Burckhardt die Kultur der Renaissance in Augenschein nehmen. Jetzt ist es soweit - und mir sind diese Kulturgüter fast gleichgültig. Meine überstürzte Reise in einem Bus voll mit Studenten soll mich davon abhalten, ständig an Angela zu denken. In zwei Wochen, also nach Ostern, muss ich wieder konzentriert arbeiten können. Ich muss mich zusammenreißen und nach zwölf Semestern breit gefächerten Studierens endlich ein Examen ablegen. Ich habe keinen Reiseführer eingepackt, sondern Trotzkis Autobiographie. Die Bewegungsmuster der europäischen Revolutionen sind mein Thema und nicht die Baukunst der Florentiner und Römer.

Der Bus startet in Stuttgart vor der Technischen Universität. Ich gebe mir Mühe. Statt zu schweigen, lasse ich mich auf Gespräche ein und versuche sogar, halbwegs charmant zu sein, und bin erstaunt, wie mit leichter Hand Kontakte zu knüpfen sind. Ich habe mich spät angemeldet und erhalte einen Platz am Mittelgang, der übrig geblieben ist. Es ist mir recht. Ich kenne niemand und ich habe mit den anderen Studenten respektive Studentinnen auch nichts im Sinn. So kann ich zur Seite und nach vorne und hinten ein wenig parlieren, wie es mir gerade passt. Meine Nachbarin lernt ein paar italienische Worte und sie zeigt mir auf ihrer Karte die Route, ohne dass ich sie darum gebeten hätte. Sie nennt Details aus dem Reiseführer, die sie attraktiv findet.

Sie ist eine Amerikanerin litauischer Herkunft, nicht gerade hübsch, vielleicht der Typ des patienten Kameraden. Ich mag es nicht herausfinden. Sie spricht angeblich sieben Sprachen. Da wird sie einiges durchgemacht haben. Sie zeigt mir die vielen Visa und Stempel in ihrem Pass. Über das Geburtsjahr hält sie den Daumen. Ich schätze sie auf 25. Sie sieht um einiges älter aus. Ich weiß, es ist unfair, aber auf mich wirkt sie nun mal verlobt, offen gesagt eher abstoßend als anziehend. Ihre Haut hat grobe Poren und sie hat ein volles Kinn, das nicht zu ihren langen, rotgelben Haaren passt.

Auf der anderen Seite des Mittelganges sitzt ein Musikstudent aus Heidelberg-Ziegelhausen, Hans-Dieter Voss, ein Katholik mit strengen Grundsätzen. Er ist Reserveoffizier und hat sich bemüht, den Mannschaftsgraden ein Vorbild zu sein, das heißt, er hielt sich sehr gerade und war nie betrunken. Sein Bruder studiert Theologie und er hat noch fünf Schwestern. Der Vater ist Arzt. In der Verwandtschaft seiner Mutter gibt es eine Menge Lehrer und Lehrerinnen.

Vor mir sitzt eine Berlinerin, die im 7. Semester klassische Philologie in Freiburg und Tübingen studiert. Wir plaudern über das Lehrangebot von Walter Jens. Sie schreibt ihre Zulassungsarbeit zum Staatsexamen über das Problem von Macht und Ethik bei Tacitus. Ihr Vater ist Rationalisierungsingenieur und begeisterter Humanist klassischer Prägung. Er schenkt seiner Frau auch teuren Schmuck und geht mit seinen Töchtern auf Bälle im Frankfurter Hof und im Palmengarten. Doch auch der Mainzer Karneval gehört zum Programm und im Übrigen gibt es eine lange Reihe bedeutender Ahnen.

Ich staune, was man in solch einem Bus auf der Autobahn in Richtung Ulm von Kommilitonen so alles erfährt. In Studiendingen kann ich gut mitreden, aber im Blick auf meine familiäre Herkunft habe ich nichts Vergleichbares zu bieten. Meine Ahnen waren eher unbedeutend und ich war - von dem Tuttlinger Journalisten Ernst Liebermann, meinem Urgroßvater, über den man nichts Genaues weiß und von dem man als dubioser Existenz vielleicht auch absehen sollte - der erste aus diesen Familien schwäbischer Bauern und Handwerker, der das Abitur geschafft hat.

In Landshut machen wir Mittagspause. Ich sitze neben einer Leipzigerin, die mir von der Einstellung der Jugend zum SED-Regime berichtet. Dann fahren wir weiter nach Innsbruck und über den Brennerpass nach Mittelwald in Südtirol. Dort teile ich mit dem Heidelberger Musikstudenten in der Pension Pichler das Zimmer.

Bozen - Verona - Florenz.

Freitag, 6. April 1962

### **In Begleitung**

Die ersten Obstbaumblüten in Südtirol. Meine Stimmung heitert sich auf. Wir fahren durch Bozen und Trient, blicken von einer in die Felsen gehauenen Straße auf den Garda-See und erreichen um die Mittagszeit Verona. Dort wollen wir die antike Arena besuchen, die für ihre Aufführungen von Verdis Opern auch in Deutschland wirbt. Sie ist geschlossen. Auf dem Markt kaufe ich Äpfel und schreibe die erste Postkarte an meine Eltern. Wir streifen Modena und erreichen über die Auto-Strada am späten Nachmittag bereits Florenz. Wir legen in zwei Tagen zurück, wofür Goethe Wochen benötigte. Darum hat er auch mehr gesehen, mehr erlebt, mehr geschrieben. Ich notiere nur ein paar Daten zu meinen Mitreisenden. Hinter mir sitzt Hedwig Spandau, eine Althistorikerin aus Frankfurt. Sie hat eine schöne helle Stimme, ein schmales Gesicht, eine feine Nase und eine sehr eigenwillige, hohe Stirn. Sie erzählt, ohne dass ich viel fragen müsste. Das gefällt mir. Ich mag ihre intelligenten Urteile und sie ist eine aparte Frau, in meinen Augen die anziehendste Reisetilnehmerin. Nach der Ankunft in Florenz gehe ich mit ihr aus - in Begleitung des Musikstudenten und ihrer Busnachbarin. Wir bummeln durch die bunten Straßen, essen beim Palazzo Vecchio eine Pizza, trinken eine

Korbflasche Wein und ziehen lachend und Arm in Arm zu unserer Herberge. Wir haben vor, dieses Vergnügen noch vor unserer Abreise am Sonntagabend mit einem Zimmerfest fortzusetzen, und die ausgetrunkenen Korbflaschen sollen uns als Kerzenständer dienen.

Florenz.

Samstag, 7. April 1962

### **Gegenwart und Erinnerung**

Es bereitet mir bittersüße Genugtuung, an den gestrigen Abend zu denken. Du hast dich untergehakt, du hast mitgespielt, du hast Wein getrunken. Und jetzt schließt du dich wieder den anderen an. Du besichtigst Kirchen und blickst auf deren Innendekorationen, auf die bunten Heiligenbilder über den Altären in den Seitennischen. Und du tust dies abscheulich leichtfertig; du bist ein nachlässiger Humanist und amüsierst dich über Goethes Notizbuch. Warum sich Namen und die Daten notieren? Später vielleicht. Ab Roma aeterna. Doch jetzt achte ich lieber auf die lebendigen Italiener, auf den eifrigen Nachwuchs in der Lederschule und erblicke unter einer weißen Schleierwolke das lachende Gesicht einer Braut und freue mich an der Farbenpracht all der Früchte all der Marktstände!

Während der Rückfahrt von Hamburg nach Tübingen und während der sich dahinschleppenden nächsten Tage hatte ich nur meinem Verlust gelebt. Seit zwei Tagen bin ich ein anderer, ein neuer, ein junger Mann. Ich habe inmitten der scherzenden Gespräche und freundschaftlichen Gesten angefangen, mich mit dem Verlust abzufinden. Oder spiele ich nur eine Rolle? Dem inneren Aufschwung ist nicht zu trauen. Als ich am Nachmittag die Führung verpasse und von einem Moment zum anderen allein auf der Piazza del Duomo stehe, überfällt es mich wieder. Das Missgeschick einer versäumten Stadtführung ist mir mit einem Male so ganz und gar gleichgültig. Ich verharre auf der Stelle und schaue nur zu. Ich lasse Hunderte von Menschen an mir vorüberstreifen. Der riesige Dom und die langen Steinfliesen auf dem Platz geben dem Auftreten der Schaulustigen etwas Kleinliches und bei aller Geschäftigkeit und zur Schau gestellten Attraktivität etwas Belangloses. Ich setze mich in dem dunklen, kalten Dom auf eine Bank. Bleistiftabsätze klappern vorbei. Hinterher im Gleichschritt zwei Papagallos mit der Langweile derer, die auf bequeme Beute aus sind.

Die beiden machen es richtig. Cool bleiben! Auch ich habe mir die Frauen heute angeschaut. Gab es welche, die sich mit Angela vergleichen ließen? Ich sehe manchmal Ähnliches im Einzelnen. Da ist der Schwung zweier dunkler Augenbrauen oder der elegante Schritt über das Pflaster. Doch all diesen Einzelercheinungen fehlte die beflügelnde Einheit. Ich vermisse den Liebreiz der gesamten Erscheinung Angelas. Und ich werfe mir vor: Dieses Ausschauen und Vergleichen ist doch irre. In den vergangenen neun Jahren bist du doch nicht blind durch die Welt gelaufen. Lass es! Gib's auf! Doch da ist noch der Brief, den ich von Rom aus schreiben will. Er wiegt mich noch in phantastisch-hoffnungsvollen Träumen. Ach Unfug! Sie wird dich nie lieben! Da wird es keine Antwort geben. Doch dies wirst du erst begreifen, wenn du deinen blöden Part zu Ende gespielt hast!

Florenz - Fiesole.

Sonntag, 8. April 1962

### **L'adoratione dei magi und der weibliche Instinkt**

Nun sei kein Tor, genieße Florenz! Auf zu den Uffizien und zum Museo Nazionale. Und ich notiere - *comme il faut* - die Kunstwerke, die mir gefallen: den drachenpieksenden jungen Georg von Donatello, Michelangelos David - in der Ruhe liegt die Kraft, die Terrakotten von Lucca della Robbia und die unvollendete L'adoratione dei magi von Leonardo da Vinci. Das

Skizzenhafte lässt die Absicht noch deutlicher werden. Um eine lichte Maria schafft ein dunkler Raum Distanz. Keiner der sie mit ihrem Kind Bewundernden wagt diesen Raum zu durchgreifen, wie sehr die Gestalten der Männer sich ihr - auch mit wilden Gebärden - zu nähern suchen. Vom Leben zerstörte Gesichter. Lauernd schleichen sie an, um dann zu erstarren. Einer beugt kniend in seiner Verehrung die Stirn bis zur Erde. Und auf die Schultern eines weiteren gelehnt das träumende, sehnsüchtige Antlitz eines Jünglings. Er scheint der einzige zu sein, der sich des ungeheuren Abstands zu der Verehrten bewusst ist.

Und was geht in mir vor? Ich suche Distanz zu diesem jungen Mann, der besessen ist von dem Gedanken an die Liebe zu einer Frau. Wenn der Gluthauch verfliegt, bleibt dann die weiße, kühle Härte von Porzellan, das Experimente nur noch an der Oberfläche berühren können? Ein Sonntagnachmittag in Florenz. Die Familien, die Pärchen zwingen sich in die Busse, Gruppen junger Burschen knattern auf grellbunten Mopeds, und alles strebt hinaus auf die grünen Hügel der Toskana. Hedwig Spandau, die Frankfurter Historikerin mit dem aufmerksamen Näschen, die sich über alle Schönheiten Italiens so herzlich freut und uns dies auch immer mitteilt und überhaupt dauernd etwas zu erzählen weiß, ist bei mir. Ich finde es hübsch, wie sie mit grazilen Schritten den steilen Pfad zum Kloster der Franziskaner nach Fiesole hochsteigt. Soll man da nur im Dunst der Ebene Brunelleschis Domkuppel und die Zinnen des Wehrturms des Palazzo Vecchio auszumachen suchen? Was tun denn die anderen jungen Männer? Auch sie schwatzen mit ihren Mädchen, hängen über die Mauer, kaufen Eis und flanieren die Höhenpfade entlang. Hier einer: an der rechten Hand sie, mit dem Daumen der Linken kurbelt er am Taschenradio. Den flinken Augen meiner Begleiterin ist es nicht entgangen: „Sie allein genügt ihm wohl nicht zur Unterhaltung! Da drüben in dem blauen Autochen, da liest er doch wahrhaftig die Zeitung und sie einen Groschenheftchenliebesroman.“ Eine klare, klingende Stimme hat sie. Wir sehen uns beide an und lachen. Dann besichtigen wir das Kloster, ducken uns in den Zellen, engen Löchern mit groben Ziegelfußböden, die aber doch einen wunderschönen Ausblick bieten. Am Eingang zum nächsten Klosterbezirk steht in seiner langen, braunen Kutte ein junger Mönch. Wir geben ihm unser ganzes Kleingeld und erhalten dafür mit einem freundlichen Lächeln jeweils ein Bildchen des Heiligen Franz, und als wir das Besichtigte in unserem holperigen Italienisch gar noch „molto interessante“ nennen, strahlt er uns an. „Auf den Sonntag freuen sich die Mönche hier bestimmt die ganze Woche und jeder hofft Besucherdienst zu haben“, sagt meine Begleiterin. Wir blicken auf die ersten Blüten im Klostergarten hinab. Ich erzähle ihr von dem Bild Filipo Lippis „Madonna col bambino e angeli“, das mir ob seiner in jeder Linie vollendeten Schönheit der Maria heute früh in den Uffizien aufgefallen war. Ich hatte lange davor gestanden und mir aus den verstreuten Bemerkungen anderer Betrachter peu à peu die Geschichte des Bildes zusammengerimt.

„Der junge Filippo war aus weiß-der-Herr-welchen Gründen ins Kloster geraten. Doch sehr nach innen gekehrt lebte der junge Maler nicht. Wenn einer die Welt mit den Augen des Künstlers sieht und zum liebsten Sujet Madonnen erkoren hat, darf ihn dann der Prior in einer abseitigen Kapelle Fresken malen lassen und es ihm gestatten, als Modell der Maria eine schöne Nonne zu wählen? Muss da nicht ein Malheur passieren? Das Malheurchen hieß dann Filippino und der sollte später ad maiorem dei gloriam auch noch ein erklecklicher Maler werden. Nun, die Medici hatten nicht nur Kunstverstand. Sie wussten ihren Einfluss zu gewissen Korrekturen im curriculum vitae eines Mönchleins und einer Nonne geltend zu ma-

chen. Vielleicht waren sie auch erst Novizen. Jedenfalls wurden die beiden von ihren Gelübden entbunden und die Kunstgeschichte nahm den nachzulesenden Verlauf.“<sup>15</sup>

Das Franziskanerkloster liegt auf dem ersten von drei mit Zypressen und Zwergkiefern bewachsenen Felsenhügeln von Fiesole. Wir vermuten, dass wir vom entferntesten dieser Hügel die schönste Aussicht hätten und machen uns zusammen auf den Weg. An eine letzte Kiefer mich klammernd, ziehe ich Hedwig zu mir auf den Felsen in das Wehen des warmen Frühlingswindes hinauf. Blaue Schleier schweben über den grünen, mit dunklen Zypressen betupften Hügeln der Toskana, und der Dunst legt über den Arno eine graue Patina. Hinter einem Ginsterstrauch setzen wir uns auf einen Sonnenplatz. Der Wind pfeift über uns in den Zypressen und wir betrachten dieses Bild, das man gewiss märchenhaft schön zu nennen hätte. Doch es sind nicht die Landschaften, welche die Märchen dichten. Neben Angela an einem regnerischen Donnerstag Nachmittag in einem Hamburger Kino zu sitzen und mit ihr den amerikanischen Streifen „Verdammt in alle Ewigkeit zu sehen“, in dem Deborah Kerr und Burt Lancaster zusammen am Strand liegen, war für mich ein unvergleichlich schöneres und aufregenderes Erlebnis gewesen. Dabei hatte ich nicht einmal nach der Hand Angelas zu fassen gewagt, was hier in Fiesole so leicht gewesen wäre.

Da ich auf dem Rückweg auch von meiner politischen Tätigkeit berichtete, erzählte sie, wie dies ihre Art war, auch sogleich von ihren Freizeitbeschäftigungen, von ihren Clubkameraden, vom Tanzen und von Theater- und Konzertbesuchen. Kürzlich hätten sie Brechts „Das Leben des Galilei“ im Theater und dann auch noch die Hamburger Aufführung im Fernsehen gesehen. Wir sprachen über einzelne Szenen und sie gab mir eine überraschende Interpretation der Ankleidung des Papstes. Ohne mein persönliches Interesse anzudeuten, fragte ich: „Ich habe die Hamburger Aufzeichnung auch gesehen. Wie fanden Sie denn die einzelnen Schauspieler?“ Alle - außer Galileis Tochter - lobte sie. „Die hat ihren alten Vater kalt behandelt, geradezu gefühllos!“ Ich meinte: „So hat sich Brecht diese Rolle wohl vorgestellt.“ Wie fast besorgt war Angela am Abend meines ersten Besuches in Hamburg doch um mich gewesen, als wir nach der Vorstellung im Restaurant neben dem Schauspielhaus noch etwas gegessen hatten. „Nun, das kann sein, dass Brecht diese Rolle so gesehen hat“ sagte Hedwig Spandau, „aber ich habe die Virginia zu herb gefunden - und das tut jetzt vielleicht nichts zur Sache, aber besonders hübsch fand ich sie eigentlich auch nicht.“ Wie kam sie jetzt zu dieser Bemerkung? Sie konnte von meinen Gefühlen für diese Tochter Galileis doch nichts wissen. Ich hatte nicht einmal erwähnt, dass ich die Brüder Angelas aus meiner Schulzeit kenne. Entsprang die scharfe Beurteilung weiblichem Instinkt? Meine Mutter hat die Hamburger Aufzeichnung auch gesehen und sie hat über Angelas Spiel nur Günstiges gesagt. Doch sie achtete wohl nicht in erster Linie auf die schauspielerische Leistung. Für sie ist Angela die Tochter einer geschätzten Freundin und das färbt auch auf die Tochter ab: „Angela ist klug und eine reine Seele in diesem Theatergeschäft.“ Mir ist nur ein Rätsel, dass Angela nicht vom ersten Augenblick an oder zumindest so nach und nach begriffen haben soll, dass ich sie liebe. Am letzten Abend sagte sie, sie müsse wie blind gewesen sein. Sie wäre einfach nicht auf die Idee gekommen. Ob das so ganz stimmte?

So hätte beinahe auch dieser wunderschöne Tag damit geendet, dass ich noch einmal die Vergangenheit rekapituliert hätte, ohne auch dieses Mal zu einer klaren Erkenntnis zu gelangen. Doch ich war ja nicht allein. Hedwig Spandau und Hans-Dieter Voss gewannen mich leicht, mit ihnen ein florentiner Theater zu besuchen. Gegeben wurde ein französisches Stück. Wir verstanden nicht alles. Ein Ehedrama, in das sich ein wieder auftauchender Jugendfreund

---

<sup>15</sup> Ich habe diese Nachlese noch besorgt. Auf das Hörensagen sollte man sich nicht verlassen. Es ging auch in der Renaissance nicht ganz so locker her, wie wir uns dies manchmal vorstellen. Filippino wurde 1457 geboren. Sein Vater war 1456 im Alter von 50 Jahren aus dem Klosterdienst ausgeschieden.

einmischte. Wir gingen während der Pause und aßen in einer Trattoria Pizza oder Calzone, eine Art Riesenmaultasche, die mit Käse und Wurst gefüllt wird. Wir konnten zuschauen, wie die Speisen im Holzofen gebacken wurden.

Florenz - Pisa - Lucca - Viareggio - Florenz.

Montag, 9. April 1962

### **Poseidons Rosse**

Ich hänge viel zu apathisch in meinem Sitz. Vor drei Jahren, auf der Griechenlandreise mit meiner Mutter, hatte ich keine Minute ungenutzt gelassen. Ich hatte den Reiseführer studiert, Russisch gelernt und in Jacob Burckhardts Griechischer Kulturgeschichte einige Kapitel nachgelesen und war auch Louis Fischers Gandhi-Biographie ein zweites Mal durchgegangen. Jetzt träume ich die ganze Zeit vor mich hin und spreche mit meiner amerikanischen Nachbarin kaum mehr ein Wort. Dagegen muss ich jetzt etwas unternehmen. Ich will die Autobiographie Trotzki's so konzentriert wie möglich durchlesen.

In Pisa regnet es. Am Strand von Viareggio spaziere ich allein auf die Mole hinaus. Ganz vorne in den Felsen befindet sich ein kleines Aussichtsplateau. Gewaltige Wellen wälzen sich heran und rauschen die Felsen herauf. Ich verstehe jetzt, warum Poseidon so gerne auf einem Dreigespann dargestellt wird. Der Wellenkronen schießen wie Rossemähnen weiße Schaumspitzen voraus. In bin völlig in dieses Bild versunken, da klatscht plötzlich eine Riesenwelle auf die Klippen und die Schaumspritzer durchnässen mich von oben bis unten.

Zurückgekehrt nach Florenz führt mir Hedwig Spandau begeistert vor, was sie inzwischen alles eingekauft hat. Eine Decke für den Teetisch mit Lochstickerei. Sie musste handeln. Sehr hübsch. Ich gratuliere. Doch mich erinnert dies unvermeidlich wieder daran, wie Angela in ihrer Wohnung den Tisch für das Abendessen gedeckt hat. Schluss damit! Basta! Und bereitwillig gehe ich auf den Vorschlag der Frankfurterin ein, heute Abend die geplante Chianti-Feier steigen zu lassen. Sie dekoriert mit Reiseandenken, kauft Brötchen und allerhand italienische Leckereien und mit Hilfe des Lexikons sogar Kerzen. Ich erhandle eine große Korbflasche Chianti. Und unsere Party wird ein Erfolg. Weitere Studenten stoßen hinzu. Hedwig liest Liebesbriefe vor - Beispiele für den Wandel der Zeiten und der Sprache in Herzensangelegenheiten. Es sprechen Großväter und Enkel und wir amüsieren uns, als ob wir cool über allem stünden. Christel, der Busnachbarin Hedwigs, steigt der Chianti rasch zu Kopf und sie vermittelt uns mit tieferster Miene philosophische Plattitüden. Vor lauter Lachen schmerzt uns der Hals. Doch sie gibt nicht locker und bekennt hintereinander: „Ich liebe Haydn, wenn ich traurig bin, ich liebe Skat und ich liebe Spanien.“ Wie einfach es doch ist: Ein paar Schluck Chianti und das schwierige Wort Liebe flutscht nur so über deine Lippen.

Tatsächlich haben wir wohl alle nur Unsinn geschwätzt. Das Reizvolle war, Scherze und Wortspiele aneinander zu knüpfen und dies alles ohne jede Unterbrechung, es sei denn, um die Gläser zu erheben. Ich hielt mich etwas zurück, weil ich fürchtete, durch einen ernsten Ton die Stimmung zu brechen. Doch ich lachte herzlich mit und warf auch ab und zu ein Wort ein, um kein Spielverderber zu sein. Es erfüllte mich mit trotziger Befriedigung, hier in Florenz eine laute Party zu feiern.

Florenz - Siena - Rom

Dienstag, 10. April 1962

### **Der Abschiedsbrief**

Während der Bus über die Autostrada nach Rom fährt, wird, wie ich mit mir verabredet habe, in Trotzki's Autobiographie gelesen. Über den Entschluss zu Heiraten und über diesen Vor-

gang selbst verliert Trotzki ganze drei Sätze. Das nennt man wohl Haltung! Aber so richtig imponiert es mir dann doch nicht. Alles für die Revolution und nur drei Sätze für die Liebe: Daraus kann doch nichts Ersprießliches werden!

Es bleibt kalt und windig. In Siena trinke ich einen Cafe latte. Wir plaudern. Mir ist wohl, mich von aufmerksamen Frauen umgeben zu sehen.

In einem (geliehenen) Merian-Heft lese ich Tagebuchnotizen einiger berühmter Deutscher über ihre ersten Eindrücke in Rom. Doch ich bin vorerst gar nicht in der Stimmung, Rom auf mich wirken zu lassen. Mir gefallen zwar die breiten, großzügigen Straßen, aber die antiken Trümmer und überhaupt Roma aeterna ist mir gleichgültig. Ich mache sarkastische Anmerkungen zum Marmorkitsch des Denkmals für Victor Emanuel. Die Römer sprechen im Blick auf Il Vittoriano von der „Schreibmaschine“ und die deutschen Landser griffen zu der noch abfälligeren Bezeichnung „Das Gebiss“. Mit diesen Sarkasmen will ich mich wappnen gegen den sentimentalischen Vorsatz, von Rom aus ein letztes Mal an Angela zu schreiben. Den Brief hatte ich in Tübingen ausgedacht. Ich meinte, hier in Rom dann die überzeugenden Worte zu finden. Jetzt, als der Bus sich in den römischen Verkehr einfädelt, halte ich das Verfassen einer Epistel für vergebliche Liebesmüh. Es ist geradezu lächerlich.

Meine Stimmung schlägt um, während ich den Tiber entlang zur Engelsburg schlendere, den Sonnenuntergang über den Pinien des Gianicolo und schließlich das Wasserspiel auf dem nächtlichen Petersplatz vor der mächtigen Kuppel Michelangelos betrachte. Ich kehre durch winklige Gässchen zu der Piazza zurück, wo sich unser abgewracktes Quartier mit dem glanzvollen Namen Albergo del Sole befindet.

Wie erwünscht finde ich in einem Vorraum des Hotels einen Schreibtisch mit einer Leselampe. Ich halte mich an die Tübinger Notizen. Dem hiesigen genius loci traue ich nicht. Dieser rät mir nur zu einer lockeren, abschwächenden Einleitung. Wie weit soll ich gehen bei der Andeutung von Gefühlen? Ich will realistisch sein. Das ist ein Abschiedsbrief. Im Tagebuch will ich Angela in Zukunft nur noch erwähnen, wenn sich um ihre Person tatsächlich etwas ereignet oder mir im Rückblick ein Licht aufgehen sollte. Bloße Gefühlsanwandlungen und sentimentale Erinnerungen, die durch irgendwelche Kleinigkeiten ausgelöst werden, sind hinfort rigoros auszusparen. Auch zu Günter werde ich nichts mehr sagen. Wenn Angela mich nicht liebt, dann ist es eben vorbei. Ob dies nun schmerzt oder nicht: causa finita est.

Rom, den 10. April 1962  
Albergo Sole  
Via Biscione 76

*Liebe Angela,*

*es war gut, dass zwischen der Rückreise von Hamburg und der Abreise nach Italien nur wenige Tage lagen. Diese konnte ich überbrücken, ohne allzu viel über das nachzudenken, was ich mir einige Zeit eingebildet hatte. Ich wollte nichts vergessen. Ich war ja mit meinen Illusionen glücklich gewesen und war auf einer Insel der Seligen, als ich mit Dir sprechen und in Deiner Nähe sein durfte. Ich werde es nie vergessen, wie Du in dem grauen Samtkleid neben mir im Kino gesessen hast. Ich fand Dich wunderschön. Diese Erinnerungen begleiten mich nach Italien und doch hoffe ich auch, dass diese italienische Reise mir helfen wird, mich mit dem Erwachen aus einem schönen Traum zu arrangieren. Wenn dies so einfach wäre, würde ich*

*Dir jetzt wahrscheinlich nicht schreiben. Dein Bild und Dein Lächeln wird mich noch einige Zeit begleiten, selbst wenn ich dann längst weiß, dass Du in Kassel einen neuen Lebenskreis gefunden hast.*

*Was ich Dir jetzt schreibe, ist ein Versuch, mich auf die neue Lage einzustellen. Also, diese vom Reisereferat des Heidelberger AStA organisierte klassische Italiensfahrt ist ein begeisterndes Unternehmen. Wir haben nicht nur die Renaissance-Bauwerke in Florenz mitsamt den Uffizien besichtigt. Wir sind Hand in Hand – und es sind auch Studentinnen mit von der Partie – durch die Zypressenwäldchen auf den Höhen von Fiesole gewandert und haben anschließend in unserem kleinen Albergo Imperia in der Via Rosina 7 eine Chianti-Party improvisiert. In Rom habe ich einen Brief meines verständnisvollen Freundes Günter vorgefunden und eine Postkarte meiner Mutter, die mit den besorgten Worten schließt: „Ich hoffe und wünsche, dass Dir keine Studentin gar so gut gefällt.“ Da weiß ich dann immer nicht, ob ich mich darüber amüsieren oder ärgern soll. Wenn Du diesen Satz liest, kannst Du gewiss verstehen, warum ich zu Hause von meinen Fahrten nach Hamburg und Marburg nichts erzählt habe. Ich will auch meine Niederlagen für mich behalten.*

*Vielleicht sollte ich Dir jetzt noch gar keinen Brief schreiben. Ich tue es, weil ich hoffe, dass er Dich auch etwas erleichtert. Mich so betrübt aus Hamburg abreisen zu sehen, war ja für Dich auch nicht angenehm. Ich bin Dir eigentlich recht dankbar. Du hast es mir so leicht wie möglich gemacht. Ich bin ein ziemlich komplizierter Charakter. Ich habe Liebe lange Zeit für etwas einen Mann Beschämendes gehalten und darum ist es mir auch so schwer gefallen, von meinen Gefühlen für Dich zu sprechen. Ich war erleichtert, als ich dies schließlich doch noch schaffte, wenn auch auf eine sehr umständliche Weise. Da musste ich Ritter und Knappen bemühen, um Dir zu sagen, wie es mir ums Herz ist. Mir hat es geholfen. Jedenfalls weiß ich jetzt, was ich aufgeben muss. Doch es bleibt mir eine liebe Erinnerung.*

*Das klingt jetzt ein bisschen zu abgeklärt. Ich frage mich, ob mir in Zukunft das große politische Ziel allein genügen wird. Halte dies jetzt bitte nicht für falsches Pathos. Doch es war für mich wirklich so, dass ich glaubte, eine Welt verändern zu müssen, um einen Engel lieben zu dürfen. Und ich bilde mir ein, dass ich es geschafft hätte. An der Größe und praktischen Bedeutung des Zieles hat sich seit meiner Abreise aus Hamburg zwar nichts geändert, aber ohne Aussicht auf persönliches Glück ist mir dieses ganze Streben nach Frieden und Gerechtigkeit mit gewaltfreien Mitteln etwas gar zu selbstlos. Ich habe zu lange an dieses Glück mit Dir geglaubt, als dass mir jetzt der Schmerz nicht lieber wäre als die Leere des Vergessens. Lieber will ich eine Zeit lang einen eisernen Ring um die Brust tragen als Dein Lächeln aus dem Sinn verlieren. Ich hoffe, dass es doch immer wieder leise wiederkehrt wie eine halb vergessene Melodie, die einem vom Glück erzählt und doch auf den Refrain endet „Es ist ja alles vorbei.“*

*Es ist nicht zu befürchten, dass ich zum Eremiten werde, mich selbst quälen oder nur noch in Erinnerungen schwelgen werde. Ich fühle mich frei und habe einen gesunden Appetit. Ich bin ganz froh, dass ich Dir zum Schluss noch die Geschichte vom Faustballspiel im Feuerbacher Tal erzählt habe. Damit habe ich Dir das geistige Band gezeigt, mit dem sich die einzelnen Unternehmungen, von denen ich Dir in unseren langen Gesprächen berichtet habe, verbinden lassen.*

*Ich habe mir inzwischen Gedanken darüber gemacht, ob es für einen politisch engagierten Menschen wie mich überhaupt sinnvoll ist, nach einer Frau zu suchen. Die Frage ist doch: Warum ist das wichtig? Was können andere Mitarbeiter oder Sekretärinnen nicht auch erledigen? Ich habe bisher mit Verachtung auf die Pärchen herabgeblickt, denen nichts Besseres einfällt, als zusammen ins Kino zu gehen. Ich hielt dies für das banale Glück der Phantasielo-*



*sen. Ich hätte nie geglaubt, wie beglückend es sein kann, eine Frau neben sich zu wissen, die den Film erst lebendig macht, indem sie sich zuweilen gespannt vorbeugt, mitlacht oder nachdenklich das Kinn in die Hand stützt. So habe ich mit Dir – genau genommen in dem Hollywood-Streifen „Verdammt in alle Ewigkeit“ - gelernt, dass eine Frau aus den Banalitäten des Lebens ein wirklich beglückendes Erlebnis machen kann. Das habe ich nicht gewusst.*

*Und dies hat mich jetzt weiter fragen lassen: Theo, wonach sehnst du dich eigentlich? Da gibt es diese modernen Frauen mit ihren Dauerwellen, ihrer wachen Intelligenz und ihrer zupackenden Energie. Das ist schon okay. Doch mich zieht es nicht an. Ich will es mal etwas verstiegen formulieren. Ich wäre glücklich mit einer Frau, die – wenn ihre Freundinnen schlafen – heimlich auch in der Nacht eine Stunde blüht und sich im Licht des Mondes mit dem Tau die Stirne kühlt. Sie müsste weiße, zarte Hände haben, um unsereinem die Haare nach hinten zu streichen. Woher kommen solche Sehnsüchte? Es liegt daran, dass Männer Helden sein wollen und schwach zugleich. Wenn die politischen Leidenschaften sie aufwühlen und der Wille zum Triumph das Herz jagt, dann suchen sie nach einer besänftigenden Hand. Und dieser Sanftmut kann ausgehen von Händen, die einen Abendbrottisch decken oder von harmlosen Alltagsgeschichten, welche die Mahlzeit begleiten.*

*Versteh mich nicht falsch. Ich möchte zu Hause auch über Politik reden können. Aber ich habe mir auch schon oft ausgemalt, wie schön es sein würde, wenn meine Frau, nachdem wir die Kinder zusammen ins Bett gebracht und ihnen noch etwas vorgelesen haben, sich ans Klavier setzt und noch etwas spielt oder singt. Unbeschwert zusammen wandern und schwimmen können wahrscheinlich viele Menschen, die der Zufall zusammen führte, aber gemeinsam träumen können wohl nur die beiden, welche, wie Du sagtest, füreinander bestimmt sind. Sie verstehen sich auch ohne Worte. Langsam tanzen sie durch die Dunkelheit; sie hat ihren Kopf an seine Schultern gelehnt und in ihren glänzenden Augen steht: Es wird nie, gar nie vorbei sein.*

*Ich habe diesen Gedanken zu lange nachgehungen. Die Nacht ist bald vorüber. Ob ich diese Frau noch finden werde? Das Lächeln, ich sah's. Die Melodie, ich hör sie zwar wieder, aber ganz sanft, ganz ferne und so lieblich traurig. In der klaren Morgenluft werde ich jetzt durch die noch stillen Straßen Roms gehen und Dir diese Grüße senden.*

*Dein Theodor*

Rom.

Mittwoch, 11. April 1962

### **Roma aeterna et Roma sancta**

Was wurden über Roma aeterna und Roma sancta nicht schon für hochbedeutende Sprüche aufgesagt! Unser Führer versucht daran anzuknüpfen, indem er fortwährend Goethe strapaziert. Mir geht das auf die Nerven. Sachliche Informationen - meinetwegen auch mal aufgelockert durch eine markante Anekdote - wären mir am liebsten. Mit dem Forum Romanum und seinen Trümmern vermochte ich die Größe des Imperiums nun mal nicht zu verbinden und die Triumphbögen kennt ein Historiker bereits von Fotografien und im Übrigen regnete es mal wieder in Strömen. Ich habe mir Italien trockener vorgestellt!

Kaum sind wir auf dem Kapitol angelangt, langt Jupiter, wie Hedwig Spandau bemerkt, mit Blitz und Donner erst richtig zu. Doch das Gewitter verrauscht in Kürze. Wirklich beeindruckt bin ich dann von der nach oben geöffneten Kuppel des Pantheons. Ein Augustus, der ein solches Werk ausführen lassen konnte, musste versucht sein, in sich und dem Römischen Reich göttliche Kraft zu vermuten.

Das Heilige Rom begegnet mir in einer besonders kitschigen, die überlegene Kritik des Historiaten provozierenden Gestalt. Ein über und über mit Gedenkmünzen und Edelsteinen bestücktes Bambino, das aus einem Schrein auf Kugellagern ausgefahren wird, soll uns wohl an den Sohn eines jüdischen Zimmermanns aus Nazareth erinnern. Täglich empfängt dieses funkelnde Bambino Unmengen von Kinderbriefen. Ein ungefähr dreißig Jahre alter Mönch steht vor dem Schrein, betätigt den kugelgelagerten Mechanismus und verteilt Bambino-Bildchen. Auf den Nummernschildern des Vatikanstaates stehen die Buchstaben S.C.V. (Sancta Città Vaticana), was die Römer übersetzen mit Si Christus vidisset (Wenn Christus dies sehen würde). Daran muss ich in Rom des Öfteren denken.

Was bin ich doch für ein dubioser Reisender! Statt Landschaften und Bauwerke als in sich ruhend und für sich geltend zu betrachten, nehme ich sie nur als Kulisse für eigenes Erleben und als Dekoration meiner Phantasien. Am Abend schlendere ich mit Hedwig Spandau zum Trevi Brunnen. Warum soll man denn so vernünftig sein und nicht mit der rechten Hand über die linke Schulter eine Münze in das herabrauschende Wasser werfen? Ich kann mich an dem in die Nacht leuchtenden Wasserspiel kaum satt sehen. In einem vornehmen Restaurant, in dem wir, die wir direkt hinter den Glastüren sitzen, einen wunderbaren Blick auf den Brunnen haben, trinken wir Frascati und wickeln unter dem kritischen Blick der Italiener Spagetti um unsere Gabeln. Ich würde schon gerne wieder zur Fontana di Trevi kommen und zusammen mit jemand Münzen in die Brunnenschale hinunterblinken lassen. Doch die Wünsche, sie gehen ja nicht in Erfüllung. Und ich habe mir vorgenommen, sie auch nicht mehr zu notieren.

Spät in der Nacht diskutiere ich noch mit Voss, dem Reserveoffizier, und dem Pfälzer Musikstudenten über die Ziele der Kriegsdienstverweigerer und der Ostermarschierer. Ich habe es schwer. Voss vertritt die Abschreckungsstrategie. Ich wende ein: „Wer A sagt, muss auch B sagen. Wäre es da nicht sinnvoll, im Sinne von King-Halls Strategie des Abhaltens durch vorbereiteten gewaltfreien Widerstand, eine weitere Option in der Hand zu haben?“ Nur in einem sind wir uns einig: Die Atombombenversuche mit ihrer atomaren Verseuchung der gesamten Erdatmosphäre müssen sofort eingestellt werden.

Rom - Neapel - Pompeji.

Donnerstag, 12. April 1962

### **Modernes Elend und antiker Luxus**

Du kannst Dir aufgrund einiger stilvoller Fotografien von jeder Stadt ein Bild machen, doch wenn du zusätzlich noch etwas soziologisches Grundwissen zu Rate ziehst, musst du dir rasch eingestehen, dass deine Vorstellung mit der Wirklichkeit kaum übereinstimmen dürfte. Neapel muss aufgrund seiner Einwohnerzahl und seiner Bedeutung für den Handel eine moderne Großstadt sein. Die Mafia wirst du nicht sehen und die Kleinganoven und die Wäscheleinen über die engen Gassen müsstest du auch erst mal suchen. Doch gerade auf diese Suche begehen wir uns - sicherheitshalber im Dutzend zusammenbleibend. Und wir stoßen auf Schmutz und Slums. Selbst auf den elenden Hütten noch TV-Antennen und winzige Kinder, die uns schon bettelnd ihre offenen Hände hinhalten. Das alles finden wir schließlich, vor allem eine Unmenge Kinder.

In Pompeji überraschen mich zuerst die Größe der Stadtanlage und dann das Panorama mit dem sehr weit entfernt scheinenden Vesuv. Das muss ein ungeheurer Ausbruch gewesen sein, der mit einem Aschenregen in einem riesigen Umkreis Stadt und Land mit einer unentrinnbaren, heißen Staubschicht bedecken konnte. Mich hätte interessiert, wie die Schriftsteller der Antike auf diese Katastrophe reagiert haben. Doch unser deutsch parlierender, italienischer Führer hat von der geistes- und kulturgeschichtlichen Interpretation eines solchen Ereignisses keine blasse Ahnung. Er läuft mit uns durch die Straßen und sagt nur „das ist das ... und das ist jenes“ und im örtlichen Museum holt er zu dem Spruch aus: „Hier ist alles antik.“

Grauerregend fand ich die amerikanischen Besucherinnen Pompejis. Vom jahrzehntelangen Makeup ausgelaugte, zerknitterte Gesichter mit spitzen Nasen. Sie wirken mondän in ihren teuren Klamotten, doch als ob ihnen die Seele im Kaufhaus abhanden gekommen wäre. Aber man redet ja nicht miteinander. Was diesen reichen, alten Frauen wohl durch den Kopf geht, wenn sie mit den Überbleibseln römischer Weltherrschaft konfrontiert werden? Die Hautevolee Pompejis hat es sich ja gut gehen lassen, bevor sich die Sonne verfinsterte.

Günter Fritz hat mir in die Albergo Sole geschrieben. Er berichtet von den Vorbereitungen auf den Stuttgarter Ostermarsch und vom Versand unserer Broschüre „Die gewaltfreie Zivilarmee“. Bis jetzt keine aufregenden Reaktionen. Ich will mich nach meiner Rückkehr intensiv um die Verbreitung kümmern. Solche politischen Schriften können durch ein einziges Ereignis, das dann an einem Punkt den Gesamteindruck stört, zur Makulatur werden. Und wir dürfen nicht damit rechnen, dass diese Programmschrift irgendwie „entdeckt“ wird. Ich muss sie verbreiten wie ein Fabrikant seine neue elektrische Kaffeemühle.

Rom.

Freitag, 13. April 1962

### **Als Tourist unterwegs**

Das Programm für den Vormittag: Petersdom, Vatikanische Museen und Etruskisches Museum. Ich hatte von dem Innern des Doms, seinen Ausmaßen, seiner Pracht und vor allem von der Zahl seiner Seitenkapellen und von all den Messen, die dort gleichzeitig für die Pilgerscharen gelesen werden, die sagenhaftesten Vorstellungen, vor denen die Wirklichkeit der Empfangshalle der Christenheit wieder verblassen musste. Ich muss meine Phantasie zu einem die Maße und Möglichkeiten schätzenden Realismus erziehen! Nur dass ich Jacob Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien“ zum eigenen Reiseführer habe, lässt mich das pathetisch gedunsene Geschwätz unseres Leithammels, der sich Kunsthistoriker schimpft, überstehen. Bei den einfachsten lateinischen Zitaten verheddert er sich und über die Laokoon-Gruppe verzapft er ein vergilfremdes Schauermärchen im Stile der Bildzeitung, welches das vergebliche Auflehnen dieses Wissenden gegen das Schicksal verfehlt. Die Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle sind ohne Fernglas in ihren einzelnen Zügen nicht auszumachen. Man staunt über das Gesamtkunstwerk. Auf kurze, wenn auch gebührende (Sicherheits)Distanz kann man nur die Pietá Michelangelos betrachten.

Als Erinnerungsstütze notiere ich: Errichtung des Obelisken (aqua alle corde). Grab Pius XII. Etruskisches Museum. Der Brustpanzer des Augustus zeigt die Rückgabe der römischen Feldzeichen durch die Parther.

Am Nachmittag fährt das Gros unserer Reisegruppe mit dem Bus zum Castel Gandolfo. Mit Hedwig Spandau und Hans-Dieter Voss gehe ich zuerst zur Spanischen Treppe. Wir trinken dort einen Cafe latte und ziehen dann weiter zum Monte Pincio. Beide erzählen unterwegs

viel aus dem Leben ihrer Familien: von der Berufswahl, dem Ausgehen mit Schwestern, von der Freizeitgestaltung ihrer Väter, vom Fest der Silbernen Hochzeit und von Hausmusikabenden. Auch über Kindererziehung und die Rolle von Märchen in dieser sprechen wir. Hedwig Spandau haben Leanders „Träumereien an französischen Herden“ besonders gut gefallen.

Auf meinen Wunsch gehen wir über die via Veneto, Roms Flanierstraße, zurück zu unserer einfachen Studentenherberge. Wir staunen über die feudalen Hotels, die hell erleuchteten Cafés und die Schmuck- und Blumengeschäfte. Hedwig erzählt von glanzvollen Bällen im ersten Hotel Frankfurts. Das ist für mich Kleinbürgerkind eine fremde Welt. Ich habe fast gar keine gesellschaftliche Erfahrung. Ich habe meine Studienjahre hinter Büchern oder in Museen oder auf den billigen Plätzen großer Theater verbracht. Zurück im Hotel will ich allein sein, um all das Gesehene und Gehörte zu verarbeiten.

Rom - Assisi - San Marino - Rimini.

Samstag, 14. April 1962

### **Trotzki-Lektüre**

Auf den Rundgängen in Assisi und San Marino halte ich mich allein. Oben auf dem Felsen der Republik San Marino liegt dicker Nebel. Ich stiefele ein wenig herum und setze mich dann in ein nach Tiroler Art eingerichtetes Restaurant, trinke Tee und schreibe Tagebuch. Der Samstag ist für mich immer ein Tag der Besinnung. Wegen des Fastens unserer Stuttgarter Gruppe, das ich auch auf der Italienreise einhalte, nehme ich auch an der zweiten Chianti-Party nicht teil, sondern lese weiter in der Autobiographie Trotzkis. Das hatte ich auch auf den langen Busfahrten so gehalten, wenn ich nicht gerade ein paar Worte mit der hinter mir sitzenden Hedwig Spandau wechselte. Es sollte nicht allzusehr auffallen, dass ich während der letzten Tage etwas zurückhaltender geworden war.

Trotzki berichtet nichts rein Persönliches. Es gibt da keine Extravaganzen. Ich bin beeindruckt von seinem Bemühen um eine Theorie der Gesellschaft. Darin gleicht er Lenin. Beide lesen unermüdlich und verwerten das Gelesene sofort in Artikeln und Broschüren. Trotzkis Wortwahl ist sicher und originell (z.B. seine knappe Schilderung New Yorks, S. 251). Und doch berichtet er, dass seine Freunde in der „Iskra“ an seinem Stil - und er war damals 23 Jahre alt - noch Anstoß nahmen (S. 147 u. S. 149/150). Bemerkenswert seine Charakteristik von Jean Jaurès als Redner (S. 228) und die Darstellung der Atmosphäre im Circus Modern (S. 275-277), wo Trotzki seine wirkungsvollsten revolutionären Reden hielt. Das ließe sich vergleichen mit A. Hitlers Bericht über seine erste Zirkusrede in „Mein Kampf“.

Trotzki strebt für die Zeit nach der Revolution nach keiner machtvollen Position. Seinem ursprünglichen Ziel, Schriftsteller zu werden, entspricht es, hinter die Kulissen (auch der Revolution) sehen zu wollen. Trotz der weit verbreiteten Ablehnung der Idee der permanenten Revolution auch in den Reihen der Marxisten glaubt Trotzki unbeirrbar an diese. Auf die bourgeoise Revolution folge sofort die proletarische. „Und dann kommen wir!“ (S. 258)

Rimini - Ravenna - Venedig - Levico.

Sonntag, 15. April 1962

### **Der Dogenpalast als Ausdruck der Verfassung**

Ravenna erreichten wir so früh, dass die Kirchen mit den byzantinischen Mosaiken noch geschlossen waren. Der Armleuchter von Reiseleiter hat uns außerdem so weit außerhalb abge-

setzt, dass es nur noch zu einem Blick aus der Ferne zum pinienumstandenen Grabmal des Theoderich reicht.

In Venedig strömender Regen. Ich platsche allein in Sommersandalen über die breiten Steinfliesen der engen Gässchen zum Dom und zum Dogenpalast. Im Dom hängt von der dunklen Goldmosaikendecke ein riesiger Leuchter mit roten Lämpchen. Ich setze mich im Hintergrund auf eine Steinbank und versuche mir Palmsonntag vor 500 Jahren vorzustellen. - Ich schreite durch die Beratungszimmer und die Riesensäle des Dogenpalasts mit ihren dunklen Holzvertäfelungen, den weit ausholenden Wandgemälden von prächtigen Empfängen und erbitterten Seegefechten. Wenn man durch diese vielen, denkwürdigen Säle schreitet, wird einem klar, warum die Verfassung Venedigs Jahrhunderte überdauerte. Diese in sich ruhenden Traditionen konnte kein Revolutionär umstürzen, versuchte er es doch, so sah er durch die armdicken Gitter der Seufzerbrücke noch einmal die Gondeln, bevor er dann in den Verliesen verreckte. Nachdem ich so die Originalkulissen von Shakespeares und Verdis „Othello“ kennengelernt hatte, war mir danach im Freien selbst der Regen angenehm.

Die Leipziger Studentin erzählt mir im Bus von einer antikommunistischen, gewaltlosen Demonstration der Thomaner. Nachdem die ungarische Freiheitsbewegung 1956 von sowjetischen Panzern niedergekämpft worden war, waren die 40 Schüler der Oberklassen zum morgendlichen Fahnenappell zum ersten Mal vollzählig erschienen, wohingegen bisher meist nur die Hälfte angetreten war. Das Besondere war, dass alle schwarze Kleider trugen. Den linientreuen Mitschülern hatten sie weis gemacht, dass schulfrei sei. Die Schule wurde sofort kommentarlos geschlossen. Verhöre konnten keine Rädelsführer ermitteln. Sie meinte, heute sei der Anteil der Linientreuen, der damals nur zehn Prozent ausgemacht habe, beträchtlich höher.

Levico - Brenner Pass - Innsbruck.

Montag, 16. April 1962

### **Strategiedebatte im Schnee**

Was in Venedig als Dauerregen auf uns nieder geströmt, war in den Bergen als Schnee gefallen. Am Brenner standen die Autoschlangen kilometerlang. Von 13.30 Uhr bis Mitternacht benötigten wir, um eine Strecke von 5 Kilometern bis zur Zollstation zurückzulegen. Ich schrieb Tagebuch, las Trotzki und gab Hedwig Spandau unsere Broschüre „Die Gewaltfreie Zivilarmee“ zu lesen. Sie wusste bereits um meine politische Einstellung. Da konnte sie diese Programmschrift nicht gar zu sehr überraschen. Als sie auf Seite 20 angelangt war, meldete sie sich und verglich unser Unternehmen mit der „Moralischen Aufrüstung“. Sie sah da im Grundsätzlichen keinen Unterschied. Ich wollte dies nicht korrigieren, aber dieses gut gemeinte und der Propaganda der „Moralischen Aufrüstung“ entsprechende Missverständnis versetzte mir einen Stich.

Außen auf der Autobahn bewegte sich fast nichts. Umso leidenschaftlicher entbrannte nun die Diskussion im Inneren des Busses. Die Umsitzenden beteiligten sich auch ohne vorausgehende Lektüre der einschlägigen Broschüre. Alle redeten auf mich ein und zwar allesamt ablehnend. Da stand Behauptung gegen Behauptung. Ich konnte ja auch nicht mit Sicherheit vorhersagen, wie die Russen auf gewaltfreien Widerstand reagieren würden. Da gibt es wirtschaftlichen Druck, doch keine Materialschlacht. Es geht letztlich um psychische Reaktionen. Doch wie soll man diese kalkulieren? Man kann sich auf historische Erfahrungen berufen und man kann Vergleiche anstellen und man kann sich auch etwas Neues einfallen lassen. Gandhi war ein Erfinder gewaltfreier Strategien. Da wurde nun der Unterschied zwischen der

indischen und der algerischen Mentalität erörtert. Ich führte zum Schein darauf eingehend den Hungerstreik als eine typisch indische Kampfmethode an. Man pflichtete mir bei, war dann aber recht verduzt, als ich von dem mehr als zwanzigtägigen Hungerstreik algerischer Gefangener berichtete.

Nach einer solchen Diskussion, in der meine Ideen auf allgemeine Ablehnung stoßen, bin ich seltsamerweise nicht deprimiert, sondern in Hochstimmung und künftiger Erfolge ziemlich sicher. Ich weiß, dass ich sie noch einmal überzeugen werde. Ich spüre, dass ich die besseren Argumente und mehr Einfälle habe.

Innsbruck - Stuttgart.

Dienstag, 17. April 1962

### **Abschied von den Italienreisenden**

Es war eine kurze Nacht. Wir sind nicht dazu gekommen, uns in Innsbruck umzusehen. Um 10 Uhr treffen wir in Stuttgart ein. Hedwig Spandau und ihre Freundin Christine wollen ein Treffen unserer kleinen Chianti-Party-Gruppe in Heidelberg vorbereiten. Wir wollen uns Dias der Reise ansehen und Erinnerungen austauschen. Dabei ist mir jetzt im Rückblick schon klar, dass ich mich auf diese Reise hätte besser vorbereiten, ja mich ganz anders auf sie hätte einstellen sollen. Warum habe ich nicht mindestens Goethes „Italienische Reise“ noch einmal gelesen und unterwegs die Reiseführer studiert? Wenn ich wenigstens in einem Notizheft an Ort und Stelle die Bezeichnungen der Sehenswürdigkeiten notiert hätte, dann könnte ich jetzt im Tagebuch einiges nachtragen.

Doch meine Gedanken waren in Hamburg bei Angela oder in Stuttgart bei der „Gewaltfreien Zivilarmee“, und Trotzki las ich, weil ich mir ständig überlegte, wie es mit meinem Studium weitergehen soll und ob ich einen Doktorvater finden werde. Ich will revolutionäre Bewegungen, vornehmlich natürlich die gewaltfreien, untersuchen. Da war in meinem Seelenhaushalt kein Platz für die Güter einer klassischen Bildungsreise. Ich habe so einiges nebenher mitgenommen, aber mit dem Herzen war ich gar nicht in Italien. Krasser hätte der Unterschied zu einem Goethe nicht sein können. Dieser wollte weg von Weimar. Er hat sich auf Italien gefreut; dort begann ein neuer Abschnitt seines Lebens und er hat sich ganz und gar auf Italien eingelassen. Für mich war diese Reise nur eine kurzfristige Unterbrechung meiner hiesigen Aktivitäten.

Diese (verkehrte) Einstellung wurde noch verstärkt durch das miserable Wetter und die langen Fahrten im Bus, auf denen ich mich nach anfänglichem Parlieren, bald wieder in meine fachliche Lektüre versenkte. Manchmal fand ich mich widerlich. Meine Nachbarin im Bus hatte ich mir nicht aussuchen können. Sie war nicht übel, manchmal ein guter Kamerad und eine freundliche Nebensitzerin, aber ich wollte ihr nun mal nicht näher kommen. Vielleicht wäre es ihr recht gewesen. Doch bei der unendlich langsamen, nächtlichen Auffahrt zur Zollstelle am Brennerpass, war es eh zu spät. Wir plauderten freundlich, aber ich spürte nichts, das uns verbunden hätte, und politisch waren wir ganz verschiedener Meinung.

Bei Hedwig Spandau war dies alles etwas anders. Sie gefiel mir gut, und der gemeinsame Ausflug nach Fiesole gehörte zu den schönsten Stunden dieser Reise. Warum konnten wir in Florenz nicht länger verweilen und in die Toskana hinauswandern - in die Weiten jenseits des dritten Hügels von Fiesole? Doch ich war innerlich nicht frei; es wäre mir nicht möglich gewesen, mich aufrichtig einer anderen Frau zuzuwenden, und was wusste ich schon über diese schöne Frankfurterin?